

www.e-rara.ch

Lehr- und Lesebuch für die Thurgauischen Volksschulen, 7. bis 9. Schuljahr

Scherr, Ignaz T.

Frauenfeld, 1889

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-111427>

I. Abschnitt: Erzählungen.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Erste Abtheilung.

Sprache.

A. Prosa.

I. Abschnitt: Erzählungen.

1. Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken und sagte zum Vater: „Wenn sie nur auch den schönen blauen Himmel nie mehr bedeckten!“ Der Vater antwortete ihm: „Armes Kind, was hast du vom schönen Himmelblau? Die grauen Wolken sind für uns der segnende Himmel!“

2. See und Fluß.

„Ich ruhe in ewiger Klarheit und Stille in meinem unveränderlichen Selbst.“ — „Und ich fließe in ewiger Freiheit ins Weltmeer.“

Also stritten sich See und Fluß mit einander. Die Toren! Kann denn der See fließen, oder der Fluß stille stehen?

3. Das Roß und der Stier.

Auf einem feurigen Roße flog ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Roße zu: „Schande! Von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren.“ — „Aber ich“, versetzte das Roß; „denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?“

4. Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: „Nun wehe uns armen, schwächern Tieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.“

„Mit dem Wolfe?“ sagte der Fuchs. „Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllt, der Wolf heult; und so werdet ihr euch noch bei

Zeiten durch die Flucht retten können. Aber alsdann möcht' es um uns alle geschehen sein, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden."

5. Zwei Füllen.

Zwei Füllen, die sich in Wuchs und Bildung wie ein Ei dem andern gleichen, fielen in ungleiche Hände. Das eine kaufte ein Bauer und gewöhnte es ohne Rücksicht auf die Vereblung seiner Natur zum niedern Dienste am Pflug und Karren; das andere kam in die Hand eines Bereiters. Dieser baute die Kunst seines Dienstes auf die Vereblung seiner Natur, d. i. auf die Erhaltung und Ausbildung seiner Feinheit, seiner Kraft, seines Mutes. Es ward ein edles Geschöpf, indes das andere alle Spuren seiner edlern Natur an sich selber verlor.

Väter und Mütter! Wenn eure Kinder weder an eurer, noch an der Hand derer, denen ihr sie übergeben, Reiz und Mittel zur Ausbildung ihrer Anlagen finden, so sind diese Kräfte für sie umsonst, und die edlern Anlagen der Menschennatur sind ihnen sogar gefährlich und verderblich.

6. Der Wind und der Schiffer.

"Wenn ich hinauf will, so wehest du hinab, und wenn ich hinab will, so wehest du hinauf." Also sprach der Schiffer zum Winde.

"Weißt du was?" erwiderte dieser; "wenn ich hinabblase, so fahre du hinab, und wenn ich hinaufblase, so fahre du hinauf. Dient dir aber das nicht und willst du mir entgegenfahren, so arbeite du so gegen mich wie ich gegen dich."

7. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: "Ein wenig zu plump bist du doch. Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelfen. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen."

Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd? Der Mann war voller Freuden. "Du verdienst diese Zieratem, mein lieber Bogen!" — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen zerbricht.

8. Der Fuchs und der Igel.

Ein stolzer Fuchs besprach sich mit dem Igel und fragte ihn, wie er es mache, wenn ihn die Hunde verfolgen. — "Ich habe dann einen

einzigem Kunstgriff", antwortete der Igel sehr bescheiden. — „Einen einzigen? Ja freilich, dann bedaure ich dich; denn ich habe deren wenigstens hundert.“ So prahlte der Fuchs, und in eben dem Augenblicke hörten sie die Hunde bellen und sahen, bevor sie entfliehen konnten, Jäger herbei eilen.

Der Igel rollte sich in eine Kugel zusammen. Überall war er nun stachlicht. Die Hunde bissen sich an ihm blutig. Abgeschreckt dadurch gingen sie auf den Fuchs los. Vergebens nahm dieser zu List und Seitensprüngen seine Zuflucht. Er machte freilich den Hunden den Sieg schwer; aber endlich ward er doch erhascht und erwürgt.

„Ei“, sprach der Igel, der von ferne zusah, „ei, daß er noch lebte! Jetzt würde er eingestehen, daß eine Kunst, recht erlernt, besser sei als hundert nichtige.“

9. Das Pferd und die Ziege.

Ein Pferd und eine Ziege standen in einem Stalle beisammen. Das Pferd ließ sich sein Futter wohl schmecken und war vergnügt, indes die Ziege betrübt neben ihm stand und immer seufzte. Das Pferd, welches seinen kleinen, sonst muntern Stallgesellen sehr lieb gehabt hatte, fragte: „Warum seufzest du?“ — „Ach, ich bin hungrig“, antwortete die Ziege, „und habe keinen Bissen Futter mehr. Sage mir, wie fängst du es an, daß du immer noch Vorrat hast, wenn meine Kause schon längst leer ist, so daß, wenn du noch issest, ich dastehen und hungern muß?“ — „Das will ich dir gerne sagen“, antwortete das Pferd. „Du bist ein Beckermaul und zupfst nur solche Kräutlein aus, welche süß schmecken; die übrigen aber, welche weniger gut schmecken, trittst du unter die Füße. Ich frage nie: was schmeckt süß, sondern ich esse, was da und was gesund ist. So sättige ich mich täglich vollkommen und bin zufrieden; du aber leidest auf diese Weise Hunger und stehest unzufrieden da.“ — „Du hast recht“, antwortete die Ziege, „ich will mich bessern, wenn ich es noch kann.“

10. Das Irrlicht.

Ein Mann reiste durch ein Gebirge; es überfiel ihn die Nacht, und er verirrete sich, daß er angstvoll ausrief: „O, möchte doch ein Mensch mir beistehen!“ Da schimmerte endlich, als er lange Zeit rechts und links gegangen war, aus der Ferne ein wankendes Licht ihm entgegen. Der Glanz war ihm erfreulich in der Nacht; er folgte ihm. Aber es war ein Irrlicht, das in Sümpfen entsteht und über denselben schwebt und von leichten Rüstern fortbewegt wird. Der Wanderer stand plötzlich an einem Abgrunde. „Halt!“ rief auf einmal eine Stimme, „du bist ein Kind des Todes!“ Er fuhr zurück. Es war ein Arbeiter, der ihn

gerade antraf, als er dem Abgrund nahte. „Danke Gott“, sprach derselbe, „daß mich mein Beruf gerade diesen Weg führte.“ — Und er brachte den Reisenden auf den rechten Weg; dieser erreichte die Heimat, fiel auf die Kniee und dankte Gott für seine Rettung.

Wer ist hier der Wanderer? Der Mensch, der von der Tugend abwich, in Unglück geriet und Hilfe suchte. Und ein Verführer zum Bösen (das Irrlicht) bot ihm die Hand und zeigte ihm verbotene Mittel, sich zu helfen; und nun versiel er in Sünden und beging Böses auf Böses, und war seinem Verführer bald gleich. Da erkannte ein Freund seine Verirrung und zeigte ihm, wohin seine Verbrechen führten, zeigte ihm gerechte Mittel, sich zu helfen, und er ward wieder ein sittlicher Mensch und dankte Gott, daß er ihm einen treuen Ratgeber zugeführt hatte.

11. Die ewige Bürde.

Der Khalif Hakkam, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Gändereien und bezahlte den Eigentümern so viel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Witwe fand sich, die das Erbteil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte und alle Anerbietungen, die man ihr deswegen machte, ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Witwe kam weinend zum Richter. Ibn Beschir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn bedenklich; denn obschon die Gesetze der Witwe ausdrücklich Recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war, seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesetzes zu bewegen. Was tat also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack über den Hals und ritt unverzüglich nach den Gärten des Palastes, wo der Khalif sich eben in dem schönen Gebäude befand, das er auf dem Erbteil der Witwe erbaut hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sack setzten ihn in Verwunderung; und noch mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich ihm zu Füßen warf und also sagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle.“ Hakkam gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beschir den Khalifen, ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakkam fand dieses Verlangen noch sonderbarer als alles Borige; um aber zu sehen, was der Mann vorhabe, griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Khalif sprach: „Die Bürde ist zu schwer, Kadi, sie ist zu gewichtig.“ „Herr“, antwortete Ibn Beschir mit edler Dreistigkeit, „du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält doch nur einen kleinen Teil der Erde, die du ungerechter Weise einer armen

Witwe genommen hast! Wie willst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am großen Gerichtstage auf deine Schultern legen wird?" Der Khalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi und gab der Witwe das Erbe zurück mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen.

12. Das Bäumchen.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelstamm pflanzen. Was willst du da, fragte der Knabe, mit dem knorrigen Dinge machen? Gewiß, ich würde ihm den Platz nicht gönnen. — Aber der Vater antwortete: Urteile nicht zu früh, mein Kind. Kennst du denn dieses Bäumchen, das du ein knorrig Ding nennst? — Wie sollte ich nicht, sagte der Knabe. Man sieht ja wohl, was es ist. — Seine äußere Gestalt, sagte der Vater, siehst du wohl, aber nicht das, was in ihm verborgen liegt. Sieh, dieses unansehnliche Bäumchen kann ein hoher, schöner Baum werden. Es kann in einigen Jahren Blüten und Früchte tragen und wird uns dann erfreuen und laben. Noch vermag es dieses nicht; denn verborgen ruhet noch in dem Bäumchen die Kraft, durch welche es dieses vermag. — Nach einiger Zeit sah Wilhelm seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er pflanzte einen Stab neben dasselbe und band es daran. — Warum tuist du das? fragte der Knabe. Du nimmst ihm seine Freiheit. — Der Vater antwortete: Daß der Wind es nicht zerkrücke oder zu Boden werfe, und damit es schlank und gerade aufwachsen möge. — Darauf schnitt der Vater mehrere Zweige von dem Stämmchen, lockerte den Boden rings umher auf und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon abzuhalten. — Sieh, sprach der Vater, ich liebe das Bäumchen um der verborgenen Lebenskraft willen, die in ihm liegt, und darum pflege ich sein, auf daß die verborgene Kraft in ihm wachsen und gedeihen könne.

Im Beginn des folgenden Frühlings führte der Vater den Knaben wieder zu dem Bäumchen. Er hatte ein Reis von einem andern Obstbaume geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer und machte einen kräftigen Schnitt, so daß die Krone des Bäumchens zur Erde fiel. O weh! rief der Knabe und erschrak, nun ist ja alle Mühe vergebens! — Der Vater aber lächelte und pflanzte das mitgebrachte Reis auf den Stumpf des Bäumchens und verband alles sorgfältig. Darauf sprach er: Siehe, wäre das Stämmchen im Walde geblieben, so würde es schief und knorrig, wie der Zufall es gab, aufgewachsen sein und niemals eßbare Frucht getragen haben. Aber ich habe sein Wachstum und seine innere Kraft geleitet. Ehe der Frühlung in seiner vollen Kraft erscheint, habe ich dem Bäumchen das Eblere gegeben, damit es hierauf seine sprossende Kraft erteile und künftig liebliche Blüten und Früchte trage. — Bald breitete

nun das Bäumchen seine Zweige und Äste aus und war lustig anzusehen. Denn es trug Knospen und Blüten, und im Herbst neigten sich die Zweige unter vielen goldgelben und rötlichen Äpfeln. — Was meinst du nun? fragte der Vater den Knaben. — O, antwortete dieser mit Freuden, es ist ein liebes und dankbares Bäumchen geworden. — Sieh, fuhr der Vater fort, wie es die vollen Äste dir entgegenstreckt! Nun, ich schenk' es dir, Wilhelm. Es soll von nun an dir gehören. Es hat jetzt seine Bestimmung erreicht.

13. Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeers, wohin sie durch Schiffbruch geraten waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung; eine Quelle war ihr Trank und eine Felsenhöhle ihre Wohnung. Oft tobten auf der Insel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen waren; sie wussten nichts mehr von dem grossen, festen Lande; Brot, Milch, Obst und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schiffelein vier Mohren an der Insel. Die Eltern hatten eine grosse Freude und hofften nun, von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schiffelein war aber zu klein, alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen, — und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, bretteerne Fahrzeug stieg und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! Drüben ist es besser, — und ihr alle kommt ja bald nach!“

Als das Schiffelein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns alle wieder!“

Endlich kam das Schiffelein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern und zitterten vor dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirteten. „O, wie töricht war unsere Furcht!“ sagten die Kinder; „nicht fürchten, sondern freuen

hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen.“

Der Christ soll Tod und Grab nicht scheuen;
er darf sich auf den Himmel freuen;
ihn führet Gottes Vaterhand
hinüber in das bess're Land.

14. Theodotus.

Ein frommer Greis, mit Namen Theodotus, war dem wüsten Treiben der Welt entflohen und hatte sich in die Einsamkeit des Waldes verborgen. Er wollte sich dort ungestört der Verehrung Gottes widmen. Aber die Kunde von seinem heiligen Leben drang bald durch die dichte Wildnis, und es eilten der Andächtigen gar viele zu der Hütte des Einsiedlers, um sich durch Worte der Erbauung im Glauben und frommen Wandel stärken zu lassen.

So kamen auch eines Tages zwei Jünglinge zum Greise und sprachen zu ihm: „Vater, wie machen wir es, dass wir die bösen Neigungen ertöten und die verderblichen Gewohnheiten ablegen? Wohl erkennen wir das Unrechte; auch ist der Geist willig; aber der Leib ist schwach.“

Da sagte Theodotus zu einem der Jünglinge: „Reise doch einmal jenen jungen Eichbaum dort aus der Erde!“ Der Jüngling tat es leicht mit der Hand; denn die Pflanze war erst etliche Spannen hoch. Darauf sprach Theodotus abermal: „Lieber, reise doch jenen dort aus der Erde!“ Der Jüngling vollbrachte auch dieses, wohl aber mit Mühe und Anstrengung; denn das Bäumchen war höher und stärker als das erstere. Und Theodotus sprach zum dritten Mal: „So reise mir denn auch diesen aus dem Boden!“ Der Jüngling umschlang den Baum und mühte sich, das Gebot zu vollbringen. Es nahte auch sein Bruder, ihm zu helfen; aber beider Kräfte erlahmten; denn der Baum hatte schon tiefe Wurzeln geschlagen und war von der Höhe eines Mannes. Und als beide vom vergeblichen Bemühen abstanden, redete der Greis: „Sehet, meine Söhne, diesen Bäumen gleichen die bösen Lüste und Gewohnheiten im Herzen. Haben sie noch nicht lange gekeimt, so vermag der feste Wille sie wohl bald herauszureissen und zu vertilgen; wenn sie aber erst feste Wurzeln geschlagen haben, dann ist es gar schwer und fast unmöglich, ihrer Herr zu werden. Darum mühet euch, so lange als es noch an der Zeit ist, damit der schwere Kampf eure Kräfte nicht übersteige. Seid wachsam und betet!“

15. Der Schüler der Ameise.

Tamerlan, ein berühmter Eroberer Asiens, dankte seine Macht und Grösse hauptsächlich seiner Beharrlichkeit. Auf diese Tugend soll er, wie er selber versicherte, vorzüglich durch folgendes Ereignis geführt worden sein.

„In einem meiner ersten Kriege“, erzählt er, „kam ich eines Tages so sehr ins Gedränge, dass ich in den Ruinen eines Gebäudes vor den mich verfolgenden Feinden Schutz suchen und daselbst viele Stunden versteckt bleiben musste. Die Furcht, meinen Verfolgern in die Hände zu fallen, und der Gedanke, durch die erlittene Niederlage den ganzen Gewinn meiner bisherigen Anstrengungen zu verlieren, drückte meine Seele nieder. Ich verzweifelte an dem glücklichen Erfolge meiner Unternehmungen und beschloss, sie aufzugeben. Da fiel mir plötzlich eine Ameise in die Augen, die bemüht war, ein Weizenkorn, fast grösser als sie selbst, auf eine Anhöhe zu tragen. Das Tierchen fiel, wenn es mit seiner Last beinahe oben war, immer wieder herab, und ich zählte neunundsechzig vereitelte Versuche desselben. Aber es liess nicht nach, und bei dem siebenzigsten Versuch erreichte es glücklich den Gipfel der Anhöhe. Dieses Beispiel gab mir Mut, und ich zog aus dem Gesehenen eine Lehre, die mir später sehr oft trefflich zu statten kam.“

„Emsiges Ringen führt zum Gelingen.“

16. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu tun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung von hundert Talern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld hab' ich gefunden; das wird's wohl sein; so nimm dein Eigentum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blicke eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund“, sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Taler in dem Tuche eingenäht; ich finde aber nur noch siebenhundert. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure hundert Taler schon herausgenommen haben. Da

habt Ihr wohl daran getan. Ich danke Euch.“ Das war nicht schön; ehrlich währt am längsten, und Undank schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Taler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu tun war, versicherte, dass er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zu kennen schien, griff die Sache so an: Er liess sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und tat hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der eine von euch achthundert Taler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit siebenhundert Talern gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur siebenhundert Taler verloren hat. Und dir da weiss ich keinen andern Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, welcher deine achthundert Taler findet.“ So sprach der Richter, und dabei blieb es.

17. Der listige Quäker.

Die Quäker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Lande die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht tun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehen; aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferde nach Hause in die Stadt reiten wollte, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht, ebenfalls auf einem Ross, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne; denn sie waren alle ausgebissen — nicht am Hafer, aber am Stroh.

„Kind Gottes“, sagte der Räuber, „ich möchte meinem armen Tiere da, das sich noch dunkel an den Auszug der Kinder Israel aus Ägypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das Eurige haben muss dem Aussehen nach. Wenn's Euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei Euch, aber ich.“ Der Quäker dachte bei sich selbst: Was ist zu tun? Wenn alles fehlt, so habe ich zu

Hause noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben. Also tauschten sie miteinander, und der Räuber ritt auf dem Ross des Quäkers nach Hause; aber der Quäker führte das arme Tier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: „Geh voran, Lazarus; du wirst deines Herrn Stall besser finden als ich.“ Und so liess er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach, Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stalltüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Russ aus dem Gesichte mit einem wollenen Strumpfe. „Seid Ihr wohl nach Haus gekommen?“ sagte der Quäker. „Wenn's Euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben; er ist ohnedies nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rösslein wieder; das Eurige steht vor der Thür.“ Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel, gab er dem Quäker sein gutes Pferd zurück. „Seid so gut“, sagte der Quäker, „und gebt mir jetzt auch noch 2 Taler Rittlohn; ich und Euer Rösslein sind miteinander zu Fuss spaziert.“ Wollte der Spitzbube wohl oder übel, musste er ihm auch noch 2 Taler Rittlohn bezahlen. „Nicht wahr, das Tierlein läuft einen sanften Trab?“ sagte der Quäker.

18. Scharfsinn eines Indianers.

Ein Indianer, der eines Tages zu seinem Stamme zurückkehrte, bemerkte, dass sein Wildbret, welches er zum Dörren aufgehängt hatte, gestohlen war. Er stellte seine Nachforschungen nach den Spuren des Diebes an und machte sich auf den Weg, denselben durch die Wälder zu verfolgen. Im Walde begegneten ihm einige Personen, welche er fragte, ob sie nicht einen kleinen, alten, weissen Mann mit einer kurzen Flinte gesehen hätten, der einen kleinen Hund mit einem Stumpfschwanz bei sich gehabt. Sie antworteten: ja; und der Indianer versicherte sie, dass dieser Mann ihm sein Wildbret gestohlen habe. Nun wollten sie gerne wissen, wie er denn eine so genaue Beschreibung von einer Person, die er nie gesehen, geben könne. Der Indianer erwiderte: „Ich weiss, dass der Dieb ein kleiner Mann ist, denn er musste einige Steine zusammentragen und sich darauf stellen, um das Wildbret, das ich vom Boden aus aufgehängt hatte, herablangen zu können. Dass er ein alter Mann sei, sah ich an seinen kurzen Schritten, deren Spur ich auf dem welken Laube in den Wäldern verfolgte; und dass er ein weisser Mann sei, weiss ich daher,

weil er seine Zehen auswärts kehrt, wenn er geht, was ein Indianer nie tut. Seine Flinte muss kurz sein, das habe ich an dem Baum gesehen, an welchem er sie angelehnt, und wo die Mündung die Rinde aufgerissen hat; dass sein Hund klein sei, sehe ich an seiner Spur, und dass er einen Stumpfschwanz habe, entdeckte ich an dem Abdruck, den er im Sande zurückliess, auf welchem er gesessen ist, so lange sein Herr das Wildbret herunterholte.“

19. Der dankbare Sohn.

Ein preussischer Offizier, der sehr reich und aus vornehmer Familie war, hielt sich eine Zeit lang als Werber zu Ulm in Schwaben auf. Endlich bekam er Befehl, zu seinem Regimente zurückzukehren, und machte sich reisefertig. Am Abend vor seiner Abreise meldete sich bei ihm ein junger Mann, um sich anwerben zu lassen. Er war sehr schön gewachsen, schien wohl-erzogen und brav; aber wie er vor den Offizier trat, zitterte er an allen Gliedern. Der Offizier schrieb dies der jugendlichen Furchtsamkeit zu und fragte, was er besorge. „Ich fürchte, dass Sie mich abweisen“, versetzte der junge Mensch; und indem er dies sagte, rollte eine Träne über seine Wangen. „Nicht doch“, antwortete der Offizier, „Sie sind mir vielmehr ausserordentlich willkommen. Wie konnten Sie etwas befürchten?“ „Weil Ihnen das Handgeld, das ich fordern muss, vermutlich zu hoch vorkommen wird.“ „Wieviel verlangen Sie denn?“ „Eine dringende Notwendigkeit zwingt mich, 100 Gulden zu fordern, und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir soviel zu geben.“ „Hundert Gulden ist freilich viel; aber Sie gefallen mir; ich glaube, dass Sie Ihre Pflicht tun werden, und ich will nicht mit Ihnen handeln. Hier ist das Geld; morgen reisen wir von hier ab.“ — Er zahlte 100 Gulden aus; der junge Mann war entzückt. Er bat darauf den Offizier um die Erlaubnis, noch einmal nach Hause zu gehen, um eine heilige Pflicht zu erfüllen; in einer Stunde versprach er wieder da zu sein. Der Offizier traute seinem ehrlichen Gesichte und liess ihn gehen. Weil er indes in dem Benehmen des jungen Mannes etwas Besonderes bemerkt hatte, so schlich er selbst ihm von ferne nach, um zu erfahren, wo er hingehen würde. Er sah ihn stracks dem Staatsgefängnisse zulaufen, wo er anklopfte und eingelassen wurde. Der Offizier ging ebenfalls hinein und sah alles, was vorging, und was den Jüngling bewogen hatte, sich anwerben zu lassen. — Der Vater des letztern sass im Gefängnis wegen einer Schuld

von 100 Gulden, die er nicht bezahlen konnte. Der Sohn hatte sich deshalb anwerben lassen, um mit dem Handgeld ihn zu befreien. Sobald er in das Gefängnis trat, redete er mit dem Aufseher und gab ihm die 100 Gulden in Verwahrung. Dann eilte er zu seinem Vater, fiel ihm um den Hals und verkündete ihm seine Freiheit. — Als der Offizier das alles sah, trat er hervor und sprach zu dem Alten: „Beruhigen Sie sich; ich werde Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich teilnehmen an seiner schönen Handlung. Er ist frei, und es reut mich die Summe nicht, die er so schön angewendet hat.“ Vater und Sohn waren, als sie dies hörten, davon aufs tiefste ergriffen. Der Sohn bat zwar den Offizier, ihn mitzunehmen, und sagte, er möchte einem so guten Herrn keinen Schaden verursachen. Aber der grossmütige Mann bestand darauf, dass er bei seinem Vater bleiben sollte, führte beide an seiner Hand aus dem Gefängnisse und reiste fröhlich von Ulm ab, weil er sich bewusst war, zwei gute Menschen glücklich gemacht zu haben.

20. Kosciuskos Pferd.

Kosciuszko, der edle Pole, wollte einst einem Geistlichen zu Solothurn einige Flaschen guten Weines übersenden. Er wählte dazu einen jungen Mann mit Namen Zeltner und überliess ihm für die Reise sein eigenes Leibpferd. Als Zeltner zurückkam, sagte er: „Mein Feldherr! ich werde Ihr Pferd nicht wieder reiten, wenn Sie mir nicht zugleich Ihre Börse mitgeben.“ — „Wie meinst du das?“ fragte Kosciuszko. Zeltner antwortete: „Sobald ein armer Mann auf der Strasse den Hut abnahm und um ein Almosen bat, stand das Pferd augenblicklich still und ging nicht eher von der Stelle, als bis der Bettler etwas empfangen hatte; und als mir endlich das Geld ausging, wusste ich das Pferd nur dadurch zufrieden zu stellen und vorwärts zu bringen, dass ich tat, als ob ich den Bittenden etwas gäbe.“

21. Die beiden Bettler.

Die Fürstin von Gallizien erzählt in ihren Tagebüchern Folgendes: Ich begegnete auf der fliegenden Brücke bei Wiesel einem alten, lahmen Invaliden. Er sprach mich um ein Almosen an. Ich gab ihm einen halben Gulden. Da sah ich, wie er freudig zu einem armen Blinden, der auf einer andern Bank saß, hinhielte und die Gabe mit ihm teilte. Ich rief ihn zurück und fragte: „Vater, ist der dein Bruder oder Verwandter?“ „Nein“, sagte er; „es war mein Kamerad im Kriege;

nun ist er es als Krüppel. Er kann nicht betteln gehen, weil er nicht sieht; ich aber sehe, es ist also billig, daß ich auch für ihn Almosen sammle.“ — Wie gern gab ich ihm nun ein Goldstück! Und wenn wir, die wir böse sind, so ergriffen werden vom Anblick der Liebe und Treue, wie viel mehr wird es dann unserm Vater im Himmel gefallen, wenn er sieht, daß die Menschen einander lieben und brüderlich unterstützen! Teile von dem Deinigen mit, so wirst du mehr empfangen!

22. Die drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder Brust daheim ist: Wenn man's gut hat, hätt' man's gern besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele törichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Bise auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meiers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baierische Thaler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Küsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein geklopft hatten, kam durch die Kammertür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus; aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Fräulein aus und überstrahlte alle Wände. Über so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser junges Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Weiblein mit wunder süßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfee Anna Frihe, die im kristallinen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streuet und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr tun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: „Das lautet nicht übel.“ Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Duzend goldgestickten Hauben, seidnen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfee mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang“, sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht.“ „Das ist kein Fehler“, dachte der Mann und legte der Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder, wie eine Wolke, der Dampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon im voraus waren, und ob schon sie keinen Stern mehr am Himmel sahen,

sondern lauter Baßgeigen, so waren sie doch jetzt recht übel daran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passiren, ehe sie es genug überlegt hätten. „Nun“, sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag.“

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der ruhigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihr künftiges Glück. Als aber die Frau die gerösteten Kartoffeln auf das Plättchen anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten“, sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken, und — o weh! da war der erste Wunsch getan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Rosenduft unter einander durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre!“ sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken, — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Hufaren-Schnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren getan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einem solchen Nasenzierat der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfrau bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Lise von der verwünschten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfee kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfee also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu leben; und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein törichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue. Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft dem nichts, der den Verstand nicht hat, sie zu benützen.

23. Joggeli, zieh 's Chäppli ab.

„Zieh 's Chäppli ab, Joggeli, wenn d'frömde Lüte begegnist!“ het 's Schniderbalze Witfrau zu ihrem einzige Buebli mängist g'feit. Und der Joggeli het seiner Muetter g'folget und vor alle frömde Lüte 's Chäppli g'lüpft, sig's denn der Schereschlifer gsi us em Welschland ober e Herr us der Stadt in eme flotte Feuerwerk.

Die andere Bure-Chinder im Dorf und au die mehrste Erwachsne si de aber grob gsi wie Erbsstrauch, und wenn 'ne öpper Frömder bigegnet isch, hei s'ne fast Böcher in Chopf g'luegt, aber 's Grüeze hei sie vergässe. 's wird niemer welle behaupte, das sige gar fini Lüt gsi i dem Dorf, und doch isch d'Höflichkeit so ne billigi War, und es treit g'wüß keine schwer dra, und nit umsunst seit me-n-au: Mit em Huet i der Hand chunt me dur 's ganze Land. Singege so Lüt, wo grob und hert si, 'aß me chönnt Nägel uf 'ne spiße, mit dene g'schirret keine gern, ober wenn er mueß, so macht er, 'aß er si bald wider los isch.

Wenn e Frömde i das Dorf cho isch, so isch der Joggeli g'wöhnlig der erst und au mängist der einzig gsi, wo ne grüecht het. Die andere Bure si stoh blibe wie Liechtstöck und hei d'Chappe uf em Chopf lo siße, wie wenn sie dört a'bachtet wäri.

Es het's au öppe chönne b'reiche, 'aß e Frömde cho isch und het der Weg nit g'wüßt und um Askunft g'frot. Denn si die Bure z'säme g'stande, hei g'lachet oder hei schlechti Wiß g'macht, oder au gar nit g'feit und si ihres Wegs g'laufe, wie alti Roß, wo nit meh g'seh, — denn isch aber der Joggeli bald parat gsi und isch go der Wegwiser mache-n-e ganzi halb Stund wit, bis der ander numme het chönne fehle. 's ischt wohl z'begrife, 'aß er das nit allimol het müesse vergebe tue.

Der Muetter isch das gar recht gsi, und sie het mängisch g'feit: „Me het meh Freud z'lebe unter Lüte, wo-n-enander au öppis achte, enander helfe-n-i der Not und 's guet z'säme chönne; a-n-eme Ort, wo niedere numme für si Sack luegt, keim andere 'nes guets Wort gönnt, und wo me a-n-enander verbi lauft wie Chaß und Hund — do begehrt' i nit g'molet z'si.“

Ku, was g'scheht d'ruf?

Der Joggeli isch allbireits im sechzehnte Johr g'stande und het g'schaffet wie-n-e Große und der Muetter g'hulfe 's Brot verdiene und isch allethalbe wege sine ordlige Maniere wert gsi.

Do trifft's es emol am e Sunntig Nomittag, wo-n-e Schar Mannevolch uf's Wirts Chegelris binander g'hocket isch, 'aß e-n-alte Herr us der Stadt i das Dorf ine chunnt z'spaziere. Do trümmlet eine vo bene Bure — er isch scho stark adreicht gfi — uf d'Gaf use und dem Herr entgege, het g'sluecht und g'schwore wie-n-e Rhinbueb und het mit dem alte Herr absolut welle tanze, und het dä guet Ma i die größti Verlegeheit ine brocht. Was denket ihr jetz, 'aß die andere Bure werde g'macht ha? G'lachet hei sie überlut, wie hohli Fässer, und 's isch natürlig keim i Sinn cho, dem Balli go abz'wehre. Zum Glück isch der Joggeli grad des Wegs cho, stellt dä B'hoffnig uf d'Site und füert der Frömd i Pfarrhof; dört hi het er ebe welle.

Chum e Viertelstund spöter chöme zwo Gutsche voll Herre und Fräulene is Dorf ine z'fahre. Uf's Wirts Chegelris si die höfliche Bure no eister bi-n-enander g'hocket und hei so dummi Gsichter g'schnitte, wie d'Figure i-n-eme Savoirörgeli. Endlig tuet eine 's Mul e chlei zue und seit: „Das isch uf mi armi Seel üse Herr Oberamtme gfi!“ Und weidli nähme si derno ihri Zipfelchappen obe-n-abe, wo 'ne d'Zuerwerch ase der Rügge g'chehrt hei, und luege 'ne noh um all Egge-n-umme, bis si i 's Pfarrers Höfli ine g'renkt hei. 's isch nümme lang gange, so g'fehrt me derno der ehrwürdig Herr Pfarrer mit dem ehrwürdig alte Herr und das jünger Volk us beide G'ferge go d'Chilche und 's alt Schuelhus besichtige, und der Joggeli isch mitts i dem vornehme Trüppeli inne gfi. — Und noch he het der Herr Oberamtme-n-es fründligs Wort mit dem Schüblig g'redt, het en spöter mit em i d'Stadt gno, git ihm Schleider, Tisch und Bett, 'aß der Joggeli het chönne die hüchere Schuele b'fueche. Und bald einisch isch das arm Sühli als hübsche Student cho si Muetter luege, isch spöter no i d'Frömdi gange; denn Büt, wo-n-en understützt hei mit Geld und guete-n-Empfeshige, het's i der Stadt g'nue gä, und nach paar Johre isch das leid Taunerbüebli derno as e g'lehrte Mann wider hei cho und isch spöter derno selber Oberamtme worde, wo si Gönner i der Stadt sis Amts ase müed gfi isch. Jetzt hei die Bure g'merckt, daß 's Ordlig- und Höfligsi gar viel wert isch, und hei ihri Chinder au derzue agwise. „Nützt's nüt, so schad't's au nüt!“ hei si denkt. — Und wenn öppe no-n-e grobe Challi unter 'ne gfi isch, wo die ganzi G'mein i d'Schand hätt' chönne bringe, so hei si 'm us alle Fenster zueg'rüest:

„Joggeli, zieh 's Chäppli ab!“

24. Der treue Untertan.

Als die Franzosen im Jahre 1809 gegen Wien vorrückten, sollte ein Bauer der Führer einer Truppenabteilung werden. Mit ihr gedachte der Feind einen wichtigen Plan auszuführen. „Gott bewahre

mich", sagte der Bauer, „das tue ich nimmermehr.“ Der französische Offizier, der die Truppe führte, drang heftig in ihn; aber der Bauer blieb bei seiner Weigerung. Der Offizier bestürmte ihn mit Versprechungen; er bot ihm einen Beutel voll Gold an, aber vergebens. Inzwischen langte der Hauptzug der Feinde an, und der General war sehr erzürnt, als er den Vortrab hier noch antraf. Als er hörte, daß der einzige Mann, der den Weg kannte, sie nicht führen wollte, ließ er den Bauern vorsehen. „Entweder“, rief er ihm zu, „du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich erschießen!“ — „Ganz gut!“ erwiderte der Bauer, „so sterbe ich als ein rechtschaffener Untertan und brauche kein Landesverräter zu werden.“ Da reichte ihm der erstaunte General die Hand und sprach: „Geh' heim, wackerer Mann, wir wollen uns ohne Führer behelfen.“

25. Fromme Söhne.

Am steilen Abhang des Rigi, hoch ob dem freundlichen Gersau, wohnt noch heute (1874) eine gebrechliche Frau, die nicht mehr zur Kirche ins Dorf gehen kann. Dennoch wünscht sie, von Zeit zu Zeit mit der Gemeinde da ihre Andacht zu halten. Reiche Herrschaften, welche die wundervolle Aussicht auf dem Gipfel des Berges genießen möchten und weder zu Fuß hinaufgehen noch reiten können, setzen sich auf feste und bequeme Tragsessel. Zwei starke Männer fassen einen solchen Tragsessel vorn und zwei hinten, schreiten in festem Gange den Berg hinan, und wenn die Last sehr schwer ist, wechseln sie mit einer gleichen Zahl anderer Träger. Immer kostet es viele Schweißtropfen, bis sie den Staffel und den Kulm erreicht haben, und sie verdienen den großen Lohn, welchen die Herrschaft ihnen bezahlt. Jene gebrechliche Frau ist nicht so reich, um sich Sesselträger bestellen zu können; aber sie hat zwei Söhne. Diese haben ihr einen eigenen Tragsessel angeschafft; dahinein setzen sie das liebe Mütterchen, nehmen sie zu zweien auf ihre starken Schultern und tragen sie ins Dorf Gersau hinab zur Kirche und hernach wieder die steile Berghalde hinauf, wann und so oft sie es wünscht; und die frommen Söhne tun das als eine liebe Kindespflicht, die sich ja wohl von selbst versteht. Berg und See, die Schneehäupter und Firnen und der blaue Himmel darüber mögen allen dreien noch auf mancher frommen Tal- und Bergfahrt freundlich zulächeln.

26. Amschweizerische Biederkeit.

Franz und Kaspar, Landleute aus dem Kanton Schwyz, waren mit einander im Streit wegen einer Wiese, von welcher jeder behauptete, daß sie ihm gehöre. Als der Heuet da war, kam Franz zu Kaspar

und sagte: „Nachbar, die Zeit zum Mähen ist da. Nun weißt du, daß wir in Zwist sind wegen der Wiese. Ich habe die Richter in Schwyz angerufen, weil wir nicht unterrichtet genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden recht hat. Komm also morgen mit mir vor die Richter!“ „Du siehst, Franz“, erwiderte Kaspar, „daß ich die Wiese schon ganz gemäht habe; ich muß morgen durchaus das Heu eintun.“ „Und ich“, erwiderte der erste, „kann die Richter nicht wieder fortschicken, welche diesen Tag gewählt haben; auch müssen wir doch zuerst wissen, wem die Wiese ist, bevor wir sie heuen.“ Nachdem sie eine Weile gestritten hatten, immer die nämlichen Gründe wiederholend, sagte Kaspar zu seinem Nachbar: „Weißt du, wie wir es am besten machen? Geh du morgen nach Schwyz, sag den Richtern deine und meine Gründe; dann ist es nicht nötig, daß ich auch hingeh.“ „Wenn du mir die Sache anvertrauen willst, werde ich für dich reden wie für mich“, erwiderte Franz. Den folgenden Morgen begab sich dieser nach Schwyz und erklärte den Richtern, so gut er konnte, die Ansprüche seines Gegners und seine eigenen. Nachdem die Richter entschieden hatten, kehrte er zu seinem Nachbar zurück und sprach zu ihm: „Kaspar, die Wiese ist dein, und ich wünsche dir Glück dazu; die Richter haben sie dir zugesprochen, und ich bin froh, daß der Handel jetzt vorbei ist.“

27. Der Erzähler auf der Ofenbank.

Dem kleinen Johannes Müller von Schaffhausen zeigte sein Großvater öfters Kupferstiche, welche merkwürdige Begebenheiten darstellten, und erzählte ihm dabei die Geschichten, auf welche sie sich bezogen. Der Knabe hörte und betrachtete dies alles mit der größten Aufmerksamkeit. So prägte er sich, ehe er noch lesen konnte, die Hauptbegebenheiten aus der Geschichte seines Vaterlandes ein und wußte sie zu erzählen. Als ein fünfjähriger Knabe wurde er einmal mit seinen Verwandten zu einer Hochzeit geladen. Einige Gäste stellten nach Tische den Kleinen auf eine Ofenbank und verlangten von ihm, er solle ihnen eine Geschichte erzählen. Ohne Zaudern fing nun Johannes an, aus der Weltgeschichte zu erzählen, und zwar so lebhaft und angenehm, daß nach und nach alle sich um ihn sammelten und ihm mit Erstaunen zuhörten. In seinem neunten Jahre, da er kaum schreiben gelernt hatte, verfaßte er aus schweizerischen Geschichtsbüchern und Schaffhauser Chroniken eine Geschichte seiner Vaterstadt und vergaß schon damals über seiner Arbeit Essen und Trinken und alle sonstigen Vergnügen. Im dreizehnten oder vierzehnten Jahre trat er in die höhere Schule zu Schaffhausen. Hier blieb er meistens bis in die späte Nacht bei seiner Arbeit und stand des Morgens gewöhnlich um 4 Uhr auf. So kam es, daß später viele Tausende mit eben solchem

Bergnügen und noch viel größerm Nutzen seine Darstellung der Weltgeschichte und Schweizergeschichte lasen, mit dem jene Hochzeitsgesellschaft dem kleinen Erzähler auf der Ofenbank zugehört hatte.

23. Bruderliebe.

Zu Lyon in dem schrecklichen Gefängnis, benannt „der schwarze Keller“, lag im Jahr 1793 eingekerkert und zum Tode verurtheilt ein kaum 15jähriger Knabe. Er hatte bei dem Aufstand der Stadt gegen die Schreckensregierung von Paris die Waffen ergreifen müssen und sich im Kampfe sehr ausgezeichnet. Sein Vater war gefallen, und er hatte nur noch die Mutter und einen jüngern Bruder von 12 Jahren, welche aber nicht wußten, wo er war. Da ging der jüngere Bruder von Gefängnis zu Gefängnis und rief seines Bruders Namen; endlich vernahm er Antwort aus dem Kellerloch des „schwarzen Kellers“. Sehen konnten sie einander nicht; aber der Kleine stellte sich auf die Zehen, um wenigstens seines Bruders Hand berühren zu können. Dann rief er klagend: „O mein Bruder! Dich wollen sie umbringen, und ich soll dich nicht wieder sehen? Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt bist?“ „Ja, Bruder!“ entgegnete der Gefangene, „ich habe alles gesagt; aber sie wollten nichts hören. Tröste unsere gute Mutter! Ach, nichts macht mir mehr Kummer, als daß ich sie krank hinterlasse. Sag' ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß!“ — Der Kleine zerfloß in Tränen. Er legte sich auf die Erde, winselte und rief unaufhörlich: „Ach, er soll sterben und ist noch nicht 15 Jahre alt!“ Man drohte ihm, daß er schweigen und sich entfernen solle; aber er blieb unbeweglich vor der Kelleröffnung, bis er durch eine Wache mit Gewalt weggerissen und vor einen Kommissär der Regierung geführt wurde. Zum Glück hatte dieser noch einiges Mitgefühl; er redete dem Knaben zu, sich zu beruhigen und in das Unvermeidliche zu fügen. Aber wie konnte er das? Er warf sich vor dem Kommissär nieder, blickte tränend zu ihm auf und flehte so herzlich und dringend, er möchte doch ihn für seinen Bruder sterben lassen, daß der Strenge gerührt wurde. Er hob den Knaben freundlich auf und schrieb einige Zeilen, die er sogleich absandte. Nach einer Viertelstunde erschien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Fesseln. „Gott im Himmel!“ riefen beide, „mein Bruder!“ und sie stürzten einander in die Arme. Nach einigen Minuten rief entschlossen der Kleine: „Nun verlasse ich dich nicht wieder!“ „Das sollst du auch nicht“, sagte gerührt der Kommissär; „kehr' heim zu eurer Mutter und seid eben so brave Söhne, als ihr gute Brüder seid!“

29. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines getroffen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund“, redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu tun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!“ und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gaßaus, gaßein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Gy oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchsehen werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande, und noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! Wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt

stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Rannitverstan es hat! kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenzug, langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Erküße. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein“, sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht?“ „Rannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttklinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Rannitverstan! rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Rannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstund, mit gutem Appetit ein Stück Simburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Rannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

30. Kaiser Joseph als Arzt.

Der Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen

Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Tränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser war, und dachte: Ich will's probiren. „Gnädiger Herr“, sagte er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechszigmal um den Kreuzer zu betteln. „Tut's ein Käsperelein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?“ fragt' ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es ist der Doktor, und erzählt' ihm ihren Umstand und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht recht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch jetzt ein Rezept verschreiben“, und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen und hab' ihr etwas verordnet und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hatt' ich Euch nicht verschreiben können.“ Da tat die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die

gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt und der Kaiser die arme.

31. Der Star von Segringen.

Selbst einem Staren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. — In einem respektablen Dorfe, ich will sagen, in Segringen, es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Star, aber der Mensch. In Segringen hatte der Barbier einen Star, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: so so, la la; oder par compagnie (das heisst so viel als: in Gesellschaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatsch. So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn derselbe das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Star warf auch eines von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: Hansel, was machst du? antwortete er: du Dolpatsch! und alle Leute in der Nachbarschaft wussten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Star: ich hab' jetzt schon viel gelernt, dass ich in der Welt kann fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen; denn er dachte: sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle mit einander in ein Garn. Der Star sagte: wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen grossen

Fang getan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen“; als wenn er wüsste, was ihn retten muss. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge; nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen; und als er sagte: „ei, Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hansel: „par compagnie“. Also brachte der Vogelsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch; denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zu Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankiren als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par compagnie in die Schlinge geraten und nimmer herausgekommen.

32. Das Lämmergeier-Anni.

Der Bartgeier, welcher den Lämmern sehr gefährlich ist und darum in der Schweiz gewöhnlich Lämmergeier genannt wird, ist einer der frechtesten Raubvögel in den Alpen. Er raubt junge Ziegen, Schweine, Gemen, auch Hasen und Murmeltiere. Das arme Geschöpf, das seinen Hunger stillen soll, ergreift er mit den Klauen, reisst es im Fluge empor, über einen Felsen hinaus und lässt es in die Tiefe fallen; so wird dasselbe zerschmettert und dann von ihm verzehrt. Den jungen Tieren ist er besonders im Frühling gefährlich. Auch kleine Kinder sind vor seiner Raubgier nicht sicher. Man weiss, dass ein Bartgeier im Kanton Schwyz einen Hirtenknaben, der auf einem vorstehenden Felsenkopfe sass, hinabgestürzt und dann aufgefressen, und dass ein anderer im Kanton Appenzell ein Kind vor den Augen seiner Eltern ergriffen und fortgeschleppt hat. Bekannter noch ist folgende Raubgeschichte, die sich am 12. Juli 1763 im Berner Oberlande zugetragen hat.

Anna Zurbuchen von Habcheren wurde als ein fast dreijähriges Kind von ihren Eltern auf die Wiese mitgenommen. Während diese mit Heusammeln beschäftigt waren, schlief Anna ein. Der Vater bedeckte ihr hernach das Gesicht mit einem

Strohhute und ging wieder seiner Arbeit nach. Als er bald darauf einen Heubund herzutrug, war das Kind verschwunden und nirgends eine Spur desselben zu entdecken, wie sehr auch die Eltern und andere Talbewohner sich bemühten, dasselbe zu suchen.

Unterdessen ging Heinrich Michel von Unterseen auf einem einsamen, wilden Pfade dem Bache nach, der vom Berge herabfließt, und hörte zu seinem grössten Erstaunen plötzlich das Geschrei eines Kindes; schnell entschlossen eilte er dem Orte zu, woher dasselbe kam. Als er den Platz erreichte, erblickte er einen Lämmergeier, der, durch die rasche Erscheinung des Mannes aufgeschreckt, von einer kleinen Anhöhe sich erhob und über den tiefen Abgrund hinwegschwebte. Am Rande desselben lag das geraubte Kind, das der schreckliche Vogel, wenn Heinrich Michel nur einige Augenblicke später gekommen wäre, wahrscheinlich da in den Abgrund gestürzt hätte. Der Ort war von der Schlafstelle des Kindes 1400 Schritte entfernt. — Die kleine Anna war nur am linken Arme und an der linken Hand verwundet, an welchen Stellen sie der Räuber wahrscheinlich ergriffen und festgehalten hatte; aber Schuhe, Strümpfe und Käppchen hatte sie auf ihrer gefährlichen Reise durch die Luft verloren. Sie hiess von diesem Tage an nur das Lämmergeier-Anni, ist aber doch später die Gattin eines Schneiders geworden und hat im Jahre 1814 noch gelebt.

33. Daniel Weber, der brave Handwerksbursche.

Daniel Weber, geboren im vorigen Jahrhundert, war der Sohn eines Zinngießers in Zürich und widmete sich dem Berufe seines Vaters. Vor dem Ende seiner Lehrzeit war er wenig unter fremde Leute gekommen und hatte von dem gewöhnlichen Treiben in der Welt nichts erfahren. Er war ein Jüngling voll guter Gesinnung. Als er aber in den Gesellenstand erhoben worden war und nun öfter auf die Herberge kam, so verstand er lange nicht die unsaubern Reden, die er da manchmal hören musste, und er empfand keine Freude an der Lebensweise, die er da mitmachen sollte. Er hielt sich fern vom Spiele, weil er die unseligen Folgen desselben täglich in der eigenen Familie sah, und es ihm auch nur Langeweile verursachte. Wollte man ihn jedoch mit Sticheleien oder unguuten Worten dazu nötigen, so warf er ein Stück Geld zum Verspielen hin und sass in einer Ecke, um zu lesen. Bald aber besuchte er die Herberge nur selten, und zwar meist nur dann, wenn er eben musste. Dagegen

begleitete er einen Freund, der Arzt war, am Sonntag lieber in das Spital und andere Krankenhäuser. Aus Schriften des berühmten französischen Arztes Tissot, die er damals gelesen, erkannte er die Gefahren, in welche viele seiner Altersgenossen durch ihr unordentliches Leben sich stürzten, und wünschte recht sehnlich, die bessern derselben daraus zu retten oder ganz davor zu bewahren. Zu diesem Zwecke stiftete er eine kleine Gesellschaft junger Handwerker, die in kurzer Zeit 18 Mitglieder zählte. Statt den Spiel- und Trinkhäusern nachzugehen, kamen sie Sonntags mit Daniel zusammen und gewöhnten sich unter seiner Leitung an eine anständige Unterhaltung über mannigfaltige Gegenstände. Anfänglich unterhielt er sie mit Auszügen aus Lebensbeschreibungen und aus vaterländischen Geschichten und erzählte ihnen ältere und neuere Begebenheiten, welche auf die Sitten, auf die Denkweise und Lebensart des Zürichvolkes wesentlichen Einfluss hatten. Bald gelang es ihm, einzelne Mitglieder zu ermutigen, dass sie abwechselnd an seine Stelle traten. War eine Vorlesung oder Erzählung zu Ende, so besprach man sich darüber, und dabei kamen mitunter recht gute Bemerkungen zum Vorschein. Vor dem Ende der Versammlung wurde eine freiwillige Steuer erhoben, und daraus eine Armenkasse gebildet. — Als einmal grosse Teuerung und Verdienstlosigkeit eintrat, so gab die Gesellschaft dem guten Daniel den Auftrag, dem grössten Mangel und der würdigsten Armut auf dem Lande nachzuspüren, weil er eben die ausgedehnteste Bekanntschaft hatte. Am Sonntag eröffnete er die eingezogenen Erkundigungen; daraufhin beschloss man die einzelnen Unterstützungen, die in bescheidener Stille übersandt wurden. Es konnte aber doch nicht ganz unbekannt bleiben, wer die geheimen Wohltäter waren. Wenn daher Daniel mit seinen Freunden bei bessern Zeiten nachher aufs Land hinausging, so waren Pfarrer und Landleute eifrig bemüht, ihnen recht von Herzen freundlich zu begegnen. Dabei empfanden die jungen Handwerker ein so inniges Vergnügen, wie sie es bei Spiel und Trunk sich nie hätten schaffen können. So hat der biedere Daniel mit wenig Mühe und geringen Mitteln des Guten viel gestiftet. Des Himmels Segen war dabei, der einer guten Tat nie ausbleibt.

34. Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boniswyl im Schweizer Kanton Aargau, kann jedem seinesgleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein

junger Mensch, dem es ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz aller Hindernisse am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiss und Gottes Hilfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünschte von früher Jugend an ein Tierarzt zu werden, um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können. Das war sein Dichten und Trachten Tag und Nacht. — Sein Vater gab ihn daher in seinem sechzehnten Jahre einem sogenannten Viehdoktor von Mummthal in die Lehre, der aber kein geschickter Mann war. — Bei diesem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief und wusste alles, was sein Meister wusste, nämlich: Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel. — Ich weiss einen, der wäre damit zufrieden gewesen, hätte nun auf seinen Lehrbrief und seines Meisters Wort Salben gekocht, Pflaster gestrichen drauf und dran für den bösen Wind, das Geld dafür genommen und selber gemeint, er sei's.

Jakob Humbel nicht also. Er ging zu einem andern Viehdoktor in Ober-Olten im Emmental noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief und wusste abermals — nichts, weil auch dieser Meister die wichtige Kunst selber nicht verstand, keine Kenntnis von der innern Beschaffenheit eines Tieres im gesunden und kranken Zustande und von der Natur der Arzneimittel hatte.

Ich weiss einen, der hätt's jetzt bleiben lassen, wär' eben wieder heimgekommen, wie er fortgegangen, und hätt' sich mit andern getröstet, aus denen auch nichts hat werden wollen. Fast sah es mit unserm Jakob Humbel ebenso aus. Mit Windsalben war wenig Geld, noch weniger Kredit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Tagelöhner, ging in armseliger Kleidung umher, ohne Geld, ohne Rat, und dennoch hatte er noch immer den Tierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre schon recht gewesen, sondern im sehnsuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er sich als Hausbedienter bei Herrn Ringier im Klösterli zu Zofingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn und wurde gütig behandelt wie ein Kind.

Ich weiss einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn missbraucht, wäre meisterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirt und der Spielmann. Aber Jakob Humbel wusste mit seinem Verdienst etwas Besseres anzufangen. Oft wann er bei dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermutlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter

zu seinem Zwecke zu kommen, noch ein geschickter und braver Tierarzt zu werden. Er ging mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nyon in die Schulanstalt des Herrn Snell und lernte so viel, als in neun Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrat verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, musste er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er ging zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Dienst, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld und befand sich im Jahre 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boniswyl und trieb mit seinem erworbenen Gelde einen kleinen Kornhandel nach Zürich, der recht gut von statten ging und seine Barschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff, ins Ausland zu gehen und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu studiren. Da wurde ein Korps von 18,000 Mann helvetischer Hilfstruppen errichtet. Die Gemeinde Boniswyl musste acht Mann stellen. Die jungen Burschen müssen spielen; den guten Jakob Humbel trifft das Los, Soldat zu werden.

Ich weiss einen, der hätte gedacht, die Welt ist gross und der Weg ist offen, wär' mit seiner kleinen Barschaft ins Weite gegangen und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den achten Mann nehmen wollten. Aber Jakob Humbel liebt sein Vaterland und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten musste. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, ging zu seinem unsäglichen Schmerze drauf, und er dachte: Jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ist's Matthä am letzten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Haberschaft in die Tasche, einen Stock in die Hand und lief eines Gangs, ohne sich umzusehen, nach Karlsruhe, und als er auf der Mühlburger Strasse zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er: Gottlob! und Gott wird mir helfen. — Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich, wie du, von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Karlsruhe ist eine öffentliche Anstalt zum Unterrichts in der Tierarzneikunst. Die Lehrstunden werden unentgeltlich erteilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrlinge gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Tierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Berufe vorbereitet und gebildet. — Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Tier mit

andern Augen anschauen als in Mumental und im Emmental, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin oder im Wirtshaus zur Stadt Strassburg oder in Klein-Karlsruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützlichendes gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik, zumal wenn ihm bei derselben sein Kostgänger einfiel bei den helvetischen Hilfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgebildeter Tierarzt mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Karlsruhe freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrat in dem Kanton Aargau geprüft, legte zu jedermanns Erstaunen und Freude die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und ist nun nach allen ausgestandenen Schwierigkeiten und Mühseligkeiten am schönen Ziele seiner lebenslänglichen Wünsche, einer der geschicktesten und angesehensten Tierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiss ich vier, die denken: Wenn solcher Mut und Ernst dazu gehört, etwas Braves zu lernen, so ist's kein Wunder, dass aus mir nichts hat werden wollen. — Guter Freund, nimm Gott zu Hilfe und versuche es noch!

35. Charles-Michel de l'Épée.

Derselbe wurde 1712 zu Versailles in Frankreich geboren und widmete sich aus Neigung dem geistlichen Stande. Einige Zeit lebte er in Paris in stiller Zurückgezogenheit in einem Kloster. Da kam eines Tages eine weinende Mutter zu ihm und erzählte, dass sie zwei taubstumme Töchter habe, welche Pater Vanin seit etlichen Monaten zu unterrichten versuchte. Nun sei aber Vanin plötzlich gestorben, und sie komme, de l'Épée zu bitten, diesen Unterricht fortzusetzen. Dieser entschuldigte sich mit der gänzlichen Unkenntnis eines solchen Unterrichts, versprach aber dennoch, einen Versuch zu wagen.

Kaum hatte er sich ans Werk gemacht, als seine ganze Seele von dem Gedanken erfüllt wurde, ein Bildner und Retter der Taubstummen zu werden. Tag und Nacht beschäftigte ihn

das Nachdenken über die Mittel und Wege zur Erziehung der Taubstummen, und sein erfindungsreicher Geist liess ihn allmählig ein vollständiges System zu einer Methode des Taubstummenunterrichts zu stande bringen. Die Erfolge, welche er erzielte, erregten Erstaunen und Bewunderung, und einflussreiche Männer gaben der Welt Kunde von seinen Leistungen. Sein Entschluss war gefasst. Er wollte sein Leben ausschliesslich der Taubstummenbildung widmen, zu welchem Berufe seine unermüdliche Tätigkeit und sein sanfter, liebevoller Charakter ihn besonders eigneten. Auf seine Kosten gründete er in Paris eine Taubstummenschule, die er bald nach dem Montmartre verlegte und dort in eine förmliche Erziehungsanstalt verwandelte, welche auch Taubstumme aus der Provinz in Verpflegung nahm. Fast sein ganzes Einkommen (bestehend in einer jährlichen Rente von ungefähr 12,000 Franken) und was ihm sonst menschenfreundliche Gönner an Geschenken und milden Beiträgen zukommen liessen, verwandte er zur Erziehung und Verpflegung seiner Zöglinge, wie zur Besoldung des Lehrpersonals, und versagte sich dabei nicht selten selbst das Notwendige. So wollte er in dem strengen Winter des Jahres 1778 — bereits ein schwacher Greis — sein Zimmer nicht heizen lassen, um nur nicht durch den Ankauf des Holzes die Summe zu überschreiten, welche er für seine eigenen Bedürfnisse angesetzt hatte. Alle Vorstellungen, welche ihm hierüber von seiten seiner Freunde gemacht wurden, blieben fruchtlos. Erst dem Flehen seiner Zöglinge, welche ihn auf ihren Knien beschworen, sein Leben wenigstens für sie zu erhalten, gelang es, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Lange nachher soll er sich noch Vorwürfe über seine Nachgibigkeit gemacht und öfters zu seinen Kleinen gesagt haben: Ihr armen Kinder, ich habe euch um hundert Taler wehe getan. —

Im Jahre 1773 wurde dem Abbé de l'Épée ein junger Taubstummer zugeführt, den man auf den Strassen von Paris in dem elendesten Zustande angetroffen hatte. Der Abbé nimmt den Unglücklichen bei sich auf und gelangt durch mehrere an ihn gerichtete Fragen zu der Entdeckung, dass er aus Toulouse gebürtig und als Flüchtling nach Paris gekommen sei. Infolge dieser Entdeckung sendet er ihn in Begleitung eines bewährten Mannes und eines gebildeten Taubstummen, der als Dolmetscher dienen sollte, nach Toulouse, um dort die erforderlichen Nachforschungen anstellen zu lassen. Die Resultate derselben bestätigen die schon längst von de l'Épée gefasste Vermutung, dass der Unglückliche ein ausgestossener Erbe der angesehenen und reichen gräflichen Familie Solar zu Toulouse sei, in welcher sich

allerdings ein Taubstummer befunden hatte, der aber nach Aussage der Verwandten zu Paris gestorben sein sollte. Abbé de l'Epée, unterstützt von dem menschenfreundlichen Herzog von Penthièvre, bringt die Sache vor Gericht und fordert die Rechte seines Schützlings zurück.

Mehrmals hatte sich de l'Epée an die königliche Regierung gewandt, damit dieselbe das Werk der Taubstummenbildung unterstützen möchte; seine Bitten blieben lange Zeit unberücksichtigt. Erst durch Kaiser Josephs II. Verwendung wurde Ludwig XVI. veranlasst, aus seiner Kasse einen Beitrag zu bewilligen. Als nämlich Joseph im Jahr 1777 in Paris war, besuchte er de l'Epées Anstalt und machte diesem sogar den Antrag, er möchte eine Abtei in Österreich annehmen. De l'Epée erwiderte: „Ich bin schon alt; wenn Ew. Majestät es mit den Taubstummen wohl meinen, so verwenden Sie Ihre Wohltaten nicht an mich, der ich bereits mit einem Fusse im Grabe stehe, sondern an das Werk selbst. Es ist eines grossen Fürsten würdig, dem, was der Menschheit wahrhaft nützlich ist, Dauer und Unvergänglichkeit zu sichern.“

Die russische Kaiserin Katharina wollte im Jahr 1780 de l'Epée durch ihren Gesandten ein ansehnliches Geschenk überreichen lassen; er wies es aber aus Nationalgefühl zurück und sprach zu dem Gesandten: „Mein Herr, ich nehme kein Geld an; aber sagen Sie Ihrer Majestät, dass, wenn ihr meine Bemühungen einiger Aufmerksamkeit wert schienen, ich mir zum Beweise ihrer Huld einen Taubstummen aus Russland erbitte, den ich unterrichten werde.“

Alle Widerwärtigkeiten, an denen de l'Epées tätiges Leben so reich war, konnten eben so wenig seinen Eifer für seine gute Sache erschüttern, als die frohe, jugendlich heitere Laune verscheuchen, welche ihn selbst im Greisenalter nie verliess. Die Erfüllung aber seines sehnlichsten Wunsches, seine Anstalt zu einer öffentlichen königlichen erhoben zu sehen, erlebte de l'Epée nicht. Er starb bald nach dem Ausbruche der Revolution, am 23. Dezember 1789, in einem Alter von 77 Jahren.

Dem Abbé de l'Epée bleibt das unsterbliche Verdienst, die öffentliche Teilnahme für die unglücklichen Taubstummen ange-regt und durch sein eigenes Wirken die Gründung von Taubstummenanstalten veranlasst zu haben.

36. Andreas Hofer, der Tiroler Sandwirt.

Nach einem sehr unglücklichen Kriege im Jahre 1805 musste Österreich das Land Tirol an Bayern und Frankreich abtreten.

Die treuen Tiroler konnten die neue Herrschaft nicht ertragen und ergriffen den ersten Anlass, um dieselbe abzuschütteln.

Als nun im Jahr 1809 ein neuer Krieg zwischen Österreich und Frankreich ausbrach, erhoben sich die ausgezeichneten Tiroler Schützen und verteidigten mit Mut ihre Täler und Höhen. An ihrer Spitze stand Andreas Hofer, der Wirt zum Sand im Passeiertale. Nach heldenmütigen Kämpfen zog er als Sieger in die Hauptstadt Innsbruck ein und erhielt nun den Titel: Oberkommandant von Tirol.

Aber Österreich unterlag, und die Tiroler wurden aufgefordert, nun sich wiederum der neuen Herrschaft zu unterwerfen. Der Sandwirt, von heldenmütiger Vaterlandsliebe durchglüht, beharrte im Kampfe, verteidigte den Brenner, den Iselberg, den Pass Lueg und leistete im Passeiertale mit 600 Mann drei Tage lang den tapfersten Widerstand gegen 18,000 Feinde. — Endlich musste die Heldenschar der Übermacht unterliegen. Der Iselberg wurde mit Sturm genommen; die Tiroler wurden zerstreut; der Sandwirt entkam den spähenden Feinden und hielt sich auf einem Berggipfel in einer einsamen Sennhütte verborgen. Aber zwei feindliche Soldaten, die in dem Gebirge den Gensmen nachstellten, entdeckten ihn in seinem Aufenthaltsorte. Ein Preis war auf seinen Kopf gesetzt, und sie eilten, den Franzosen ihre Entdeckung mitzuteilen. In der Nacht vom 26. zum 27. Januar 1810 umzingelten Franzosen die Hütte. Der Sandwirt öffnete selbst die Türe, trat hervor, und auf die Frage, wer er sei, sprach er mit Ernst und Würde: Ich bin der Sandwirt Andreas Hofer; mein Schicksal ist in euern Händen; schont nur meines Weibes und meiner Kinder! — Unter einer starken Bedeckung wurde er nach der italienischen Festung Mantua geführt.

Man hoffte jedoch, der Kaiser Napoleon werde gegen einen Mann, der seinem angestammten Landesherrn Treue bis zum Tode bewiesen und sich überall als wahrer Held und würdiger Mann gezeigt, Grossmut üben. Diese Hoffnung wurde bitter getäuscht: ein Kriegsgericht verurteilte den Sandwirt zum Tode, und am 20. Februar 1810 wurde das Bluturteil vollzogen. Um 11 Uhr morgens führte man ihn aus dem Kerker auf eine Bastei, wo ein Grenadierbataillon aufgestellt war. Beim Herausgehen übergab er dem ihn begleitenden Beichtvater eine Banknote, deren Wert er unter andere Mitgefangene verteilen sollte; ihm selbst schenkte er zum Andenken ein silbernes Kruzifix und eine Tabaksdose. „Melden Sie“, sprach er im Angesicht des Todes, von ihm Abschied nehmend, „meinem Weibe meinen Tod; schreiben Sie ihr, dass ich mit festem Vertrauen zu der alles lenkenden

und richtenden Vorsehung, in Hoffnung auf bessere Zeiten für mein unglückliches Vaterland gestorben; sie möge in diesem Vertrauen nicht wanken und meine Kinder darin erziehen.“ —

Zwölf Grenadiere treten vor. Der sie führende Sergeant befiehlt, dass Hofer niederknie und sich die Augen verbinden lasse. Hofer verweigert beides. „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat; stehend als ein Mann will ich den Tod empfangen, nicht als Verbrecher.“ — Nachdem er einige Minuten still gebetet, kommandirt er selbst: Feuer! — Sechs Grenadiere schiessen — er ist nur verwundet; auch die sechs andern Schüsse töten ihn nicht; erst auf den Schuss des dreizehnten, des Sergeanten selbst, haucht er seine Heldenseele aus.

Einige Jahrzehnte später hat das Haus Österreich ihm in Innsbruck ein Denkmal setzen lassen und seine Familie in den Adelstand erhoben.

Die Stelle, auf der Hofer stand, und auf welcher er erst nach der dreizehnten Kugel den Geist aufgab, war durch eine liegende Steintafel bezeichnet worden. Dieses einfache Denkmal, das nur die Anfangsbuchstaben von Hofers Namen und die Angabe des Todestages enthielt, wurde im Jahr 1860 durch ein neues ersetzt, das die Offiziere des Tiroler Kaiserregimentes errichten liessen. Auf einem acht Zoll hohen Steinsockel erhebt sich eine abgestutzte Pyramide aus venetianischem Marmor, deren Vorderseite die wenigen Worte enthält: Andreas Hofer, am 21. Februar 1810; — darunter in Relief ein schlichtes Kreuz und 13 pyramidenförmig geordnete Gewehrkugeln.

37. Herzog Leopold von Braunschweig.

Im Frühjahr 1785 richtete die Oder bei Frankfurt schreckliche Verwüstungen an. Die Lehbüsch-Vorstadt stand ganz unter Wasser. Die Bewohner des Damms baten, daß man zu ihrer Rettung einen Durchbruch machen möchte. Der edle Herzog Leopold von Braunschweig, der gerade damals mit seinem Regimente daselbst sich befand, machte deshalb die dringendsten Vorstellungen, konnte es aber nicht durchsetzen. Er eilt nun selbst in früher Morgendämmerung hin an die gefährlichsten Plätze, schiebt Rähne fort, und er selbst arbeitet, daß ihm der Schweiß vom Gesichte strömt. Schon wollte er in einem Rähne zur Rettung der Glenden, die jammervoll in den Wind hinausheulten, hinüberfahren; aber noch hielt man ihn zurück, indem eben die Flut die Stadt und Vorstadt durch einen fürchterlichen Dammriß von einander trennte. Nun wird der Jammer noch größer; denn mehrere Joche der Brücke rissen sich los. Hoch bäumen sich die erzürnten

Wogen, die Tiefe eröffnet sich, erbebt, und die Wellen schlagen mit tobender Gewalt ans Ufer. Der Herzog sieht's und will fort, umsonst — er findet keinen, der ihn führt. Schon war er müthig und tief gebeugt durch das Glend, welches er, ohne helfen zu können, mitansehen mußte, nach Hause geeilt; da bringt ein neuer Hilferuf zu ihm. Eine Mutter stürzt in sein Zimmer und bittet, daß der Prinz einen Kahn zur Rettung ihrer Kinder schaffe. Er konnte nicht helfen. Jetzt schlug die Glocke zwölf, und die Not auf der Dammborstadt war aufs höchste gestiegen. Wie leichtes Moos schwemmen die Fluten Häuser weg. Bäume, die den größten Stürmen widerstanden hatten, wurden aus den Wurzeln gerissen, und das ganze Land umher war eine wogende, weite See. Hier schreit ein Greis auf dem zerschmetterten Dache seines Hauses; dort ringt ein anderer mit dem Tode; hoch in die düstere Luft ertönt das Jammergeheule der Hilfesehenden. — Leopold vernimmt's mit Schaudern, und länger hält es sein edles Herz nicht aus. „Ich will sie retten, diese Unglücklichen, wenn andere Menschen zu furchtsam sind! Ich bin ein Mensch wie sie, bin schuldig, meine Brüder zu retten, und vertraue auf die Vorsehung!“ — Er sprach diese unsterblichen Worte — gehört im Himmel und aufbewahrt zum Tage der Vergeltung. Dann stieg er in den Kahn, geführt von einem alten, erfahrenen Schiffer. Schon sind sie nahe dem Lande; aber ein Weidenbaum, der seine Zweige und Wurzeln unter dem Wasser umherstreckte, stemmte sich gegen den Kahn und warf das Vordertheil an eine Klippe, stieß ihn um, und Prinz und Schiffende versanken in den tobenden Fluten. Die Schiffsleute wurden gerettet; aber der Prinz ward das Opfer seines Heldenmutes. Wahrscheinlich hatte ihn, da er nach einer starken Erhitzung ins Wasser stürzte, ein Schlagfluß getroffen und es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten.

38. Der heldenmütige Schiffsjunge.

Eine französische Brigg, welche im Jahre 1830 von Toulon mit einer reichen Ladung und vielen Passagieren nach Havre schiffte, wurde auf der Höhe der Bretagne von einem furchtbaren Sturme überrascht. Der Kapitän, ein erfahrener Seemann, erkannte alsbald die große Gefahr, welcher das Schiff an den mit Klippen bedeckten Küsten ausgesetzt war, und suchte die hohe See wieder zu gewinnen, was aber trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte. Wind und Wogen trieben die Brigg gewaltiam weiter gegen die Küste.

Zur Schiffsmannschaft, die mit musterhaftem Eifer ihre Pflichten erfüllte, gehörte auch der kleine Jakob, ein Knabe von zwölf Jahren, der als Schiffsjunge an Bord diente. Man mußte ihn sehen in seiner blauen Weste und der griechischen Mütze, wie er behend die Wipfel

der Masten erklimm, während das Schiff sich furchtbar neigte und der Wind wütend durch das zerrissene Takelwerk pfiß. Manchmal, wenn er einen Augenblick hinter den Falten eines Segels verschwand, glaubten die Seelente, er sei in den Abgrund gestürzt; manchmal, wenn eine Woge das Verdeck bedeckte, blickten sie um sich, ob sie nicht den armen kleinen Jakob weggeschwemmt haben. Doch wenn der Windstoß vorbei und die Woge weggerollt war, erblickte man den Schiffszungen wieder: bald an einem Stück Tau in der Luft schwebend, bald an die Bekleidung des Schiffes angeklammert; aber immer arbeitend, dort eine Schlaufe windend, hier ein Segel befestigend; immer unerschrocken und gehorsam dem leisesten Winte.

Er scherzte noch beim Anblick seiner von den Reibungen des Tauwerks zerrissenen Hände, seines von den Raaen zerschlagenen Körpers und seines blauen Hemdes, ganz naß vom kalten Wasser des Ozeans. Wenn er an den alten Matrosen vorbeiging, die der Anblick der Gefahr ernst gemacht, gelang es ihm, sie durch einen kindlichen Scherz zu erheitern, und in den Augenblicken, wo er sich am meisten der Gefahr aussetzte, konnte er noch mit einem scherzhaften Lächeln sagen: Meine Mutter hätte große Angst, wenn sie mich hier erblickte.

Die Nacht war eingebrochen, und ihre Dunkelheit vermehrte noch die Gefahr. Plötzlich verspürte man einen heftigen Stoß und vernahm ein schreckliches Krachen. Ein herzdurchschneidender Weheruf erscholl von allen Seiten des Schiffes, das auf einen Felsen geraten war. In diesem todesdrohenden Augenblick warfen sich die Passagiere zu Boden und verrichteten ihre Gebete; die Matrosen erhoben ihre Augen zum Himmel und riefen „Unsere liebe Frau“, die Beschützerin der Matrosen, um Hilfe an.

„Die Schaluppen ins Meer!“ rief der Kapitän mit mächtiger Stimme.

Man gehorchte sogleich. Aber kaum hatten die Fahrzeuge das Wasser berührt, als sie von der Gewalt der Wogen ergriffen und fortgeschleudert wurden.

„Es bleibt uns nur noch ein Rettungsmittel“, sprach der Kapitän; — „einer muß es wagen, den Leuten, die dort an der Küste stehen, schwimmend ein Tau zu bringen, das dann an den großen Mast und an einen Felsen der Küste befestigt werden kann.“

„Kapitän, dies ist ganz und gar unmöglich!“ rief der Lieutenant der Brigg, indem er mit energischer Geberde auf die schauerliche Brandung hinwies. — „Der, welcher es wagt, wird unausweichlich an den Klippen zerschellt werden.“

„So werden wir alle mit einander sterben“, murmelte der Kapitän mit kalter Entschlossenheit.

Eine angstvolle Stille herrschte einige Augenblicke; dann vernahm

man einige lebhaft gewechselte Worte aus einer Gruppe von Matrosen, und einer derselben führte den kleinen Jakob vor den Kapitän und erklärte, daß der Schiffsjunge um die Erlaubnis bitte, nach der Küste schwimmen zu dürfen. Der Kapitän wies dieses Anerbieten zuerst entschieden ab. Doch Jakob beharrte auf seinem Entschlusse, und die Matrosen bezeugten, daß er schwimme wie ein Aal und seine Kraft schon häufig erprobt habe. Der wiederholte Jammerruf der Passagiere und der heitere Mut des Knaben bestimmten endlich auch den Kapitän, die Erlaubnis zu dem Wagestück zu erteilen.

Jakob hüpfte vor Freuden und bereitete sich eiligst zu seinem grauenvollen Unternehmen. Bald war er fertig, näherte sich nochmals dem Kapitän und sprach: „Herr Kapitän! da es doch nicht unmöglich ist, daß ich nicht wieder komme, darf ich Sie mit einem kleinen Auftrag belästigen? —“

„Rede, mein Kind!“ erwiderte gerührt der Kapitän, der es in seinem Herzen schon bereute, jener Bitte nachgegeben zu haben.

„Herr Kapitän!“ sagte Jakob, indem er ihm zwei Hundertfousstücke, sorgfältig in einem alten Lumpen eingewickelt, übergab — „wenn ich von den Seeungeheuern sollte verschlungen werden und Sie sich retteten, so haben Sie die Güte, dies meiner Mutter zukommen zu lassen, der alten Susanne, die in Havre wohnt. Und dann“, fügte er mit mehr Rührung, als er zeigen wollte, noch hinzu — „werden Sie ihr sagen, daß ich sie sehr liebe, sowie meine Brüder und meine Schwestern.“ —

„Sei ruhig, mein Kind!“ sprach der Kapitän mit Milde, „wenn du für uns stirbst und wir entrinnen, wird es deiner Mutter nie mehr an etwas fehlen.“ —

„Wenn das der Fall ist, so mag ich immerhin verschlungen werden“, rief Jakob und eilte mit größter Behendigkeit an das andere Ende des Schiffes, wo die Anordnungen zu dem Wagestück alsbald getroffen waren.

Einige Augenblicke nachher sprang der Junge ins Meer; ein Matrose, der ihm bei den Vorbereitungen geholfen hatte, entrollte nun traurig die Schnur, deren vorderes Ende an einem der Arme des heldenmütigen Kindes befestigt war. — Viele neigten sich spähend über den Rand des Schiffes, und mancher trocknete insgeheim eine Träne.

Im Dunkel der Nacht nahm man vorerst nichts wahr als ungeheure Wirbel weißen Schaumes, — Wasserberge, die sich bis zu der Höhe der Masten erhoben und mit Getöse auf die Brigg niederstürzten.

Sodann glaubte das geübte Auge der Matrosen einen kleinen schwarzen Punkt auf dem Gipfel der Wogen schwimmend zu sehen; bald aber erlaubte die Entfernung nicht mehr, irgend etwas zu unterscheiden.

Mit Ungstlichkeit beobachteten die Schiffsleute die Schwantungen

der Schnur; sie suchten aus der mehr oder minder schnellen Abwicklung derselben das Los des Schwimmers zu erraten.

Jetzt lief die Schnur mit Schnelligkeit ab.

„O das wackere Kind!“ riefen die Schiffbrüchigen, sehet, mit welcher Anstrengung er schwimmen muß, um so schnell weiter zu kommen.“ —

Aber nun lag die Schnur plötzlich still.

„Armer kleiner Jakob“, murmelten sie — „er ist von Ermüdung erschöpft, vielleicht an den Klippen zerschellt.“

Diese Angst dauerte fast eine ganze Stunde. Die Schnur wickelte sich weiter und weiter ab; nun glitt sie langsam über den Rand des Schiffes; nun schien sie umgedreht zu werden.

„Vielleicht spielt das Meer bereits mit dem Leichnam des armen Schiffsjungen“, flüsterten einige Matrosen.

Plötzlich erhielt die Schnur einen heftigen Stoß; es erfolgte rasch ein zweiter und noch ein dritter. Dies war das verabredete Signal, um anzuzeigen, daß Jakob an der Küste angekommen. Ein Freuden-schrei erhob sich am Bord des Schiffes.

Die Matrosen befestigten eilends an die Schnur ein starkes Tau, das sogleich von den Deuten an der Küste über das Wasser hinweggezogen und an einem geeigneten Punkte befestigt wurde; so daß es den Schiffbrüchigen als Rettungsmittel diente, indem sie sich mit der einen Hand am Tau festhielten und mit der andern im Wasser ruderten. Fast alle erreichten das Land. Kaum hatten sie das Schiff verlassen, so sank dasselbe unter.

Der kleine Schiffsjunge lag ziemlich Zeit krank an den Folgen der Erschöpfung und besonders der Quetschungen, die er an den Felsen erlitten hatte.

Wir wissen nicht, welche Belohnung der kleine Jakob erhalten hat. Man sagt, daß seine Mutter eine Pension beziehe, hinreichend, den Rest ihres Lebens angenehm zu verbringen. Ist dies wirklich so, dann muß der kleine Jakob, der seine Mutter so innig liebte, sehr glücklich geworden sein.

39. Muttertreue.

Als Kaiser Napoleon seine Vermählung mit Maria Louise, der Tochter des Kaisers von Oesterreich, feierte, wurden in Paris die großartigsten Festlichkeiten veranstaltet. Der österreichische Gesandte, Fürst Schwarzenberg, gab mit unvergleichlicher Pracht in einem besonders hiefür errichteten Gebäude einen Ball, welchen auch seine Schwägerin, die Fürstin Pauline, mit ihren zwei blühenden Töchtern zierte. Die Flamme eines Wachslichtes erreichte den Vorhang; lichterloh brannte augenblicklich der mit Nesseltuch und andern leichten Stoffen reich ver-

zierte Saal. Die Kronleuchter krachten, die Decke stürzt hernieder und versperret den Durchgang. Entsetzliches Jammergeschrei steigerte die allgemeine Verwirrung. Die Fürstin Pauline war unter den letzten, die dem von Rauch und Flammen umspielten Ausgang sich zudrängen konnten. Da bricht der Boden neben ihr ein, und eines ihrer Kinder versinkt unter brennenden Trümmern an ihrer Seite. Sie selbst wird von dem Gewühle, wie bewusstlos, mit fortgerissen. Draußen angekommen, forscht sie nach ihrer Tochter; aber nirgend ersieht ihr späherer Blick dieselbe; niemand hat sie gesehen. Mit herzerreißendem Jammer bringt sie durch die Haufen, mit übermenschlicher Anstrengung ruft sie laut den Namen ihres Kindes. Da war's ihr, als vernähme sie aus dem flammenden Gebäude den Ruf: Mutter! Mutter! — In zuckender Eile stürzt sie über glühende Trümmer durch Rauch und Lohe in der Richtung des Saales hin. Kaum einige Schritte vermag sie weiter zu kommen; dann sinkt sie tot nieder, ein Flammenopfer der Mutterliebe. Die Tochter, sogleich nach dem Hinabstürzen von rettenden Händen erfaßt, beweinte in unbeschreiblichem Schmerzgeföhle mit sieben Geschwistern die edle Mutter.

40. Kindliche Liebe.

Ein berühmter preußischer General war in seiner Jugend Edelknabe am Hofe Friedrichs des Großen. Er hatte frühzeitig den Vater verloren und seine Mutter nährte sich in ihrem Witwenstande äußerst kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er, sie unterstützen zu können; aber von seinem geringen Gehalte ließ sich nichts zurücklegen.

Doch fand er ein Mittel, etwas für die Mutter zu erwerben. Jede Nacht mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemache des Königs wachen, um diesem aufzuwarten, wenn er etwas verlangte. Manchen war dieser Dienst zu beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern andern. Der mittellose Knabe fing nun an, solche Wachen für andere zu übernehmen; diese wurden ihm von ihnen vergütet, und das Geld, das er dafür erhielt, schickte er dann seiner Mutter.

Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen; aber er war über dem Schreiben eingeschlafen. Der König schlich hinzu und las den Anfang des Briefes, welcher folgendermaßen lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, daß ich

für Geld wache. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indes freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Taler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hiebei schicke" —.

Gerührt über das gute Herz des Jünglings läßt der König ihn fortschlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine derselben und legt sich wieder zu Bette.

Als der Edelknabe erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, wo es hergekommen sei. Er freute sich zwar sehr darüber, weil er nun seine Mutter noch besser unterstützen konnte; doch erschrak er auch zugleich, weil der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum König kam, bat er demütig um Vergebung wegen seines Dienstfehlers und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich alles anzuschaffen, was er zur Ausrüstung für seine neue Stelle brauchte.

Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und diente den preussischen Königen als ein tapferer Krieger bis in sein hohes Alter.

Sir. 3, 16. Der Wohlthat, den Eltern erzeigt, wird nimmermehr vergessen werden.

41. Ein guter Sohn, der im Glück sich nicht seiner geringen Eltern schämt.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Zietzen stand ein Rittmeister mit Namen Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüt. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wiederzusehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudentränen.

Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen, und sie speisten allezeit mit an seinem Tisch, auch wenn er vornehme Gäste hatte. Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern mit einem Rittmeister zu Tische saßen.

„Wie sollte ich nicht die ersten Wohltäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind!“

Der brave General von Zietzen hörte von diesem Vorfall und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmern bei dem Rittmeister zu Gast. Die Eltern desselben wünschten diesmal selbst, nicht

am Tisch zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an einem Tische.“ — Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten. Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten darzubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wöhlgergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr wert ist als ein hochmütiger Rittmeister.“ —

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör' er, Rittmeister“, fragte der König, um seine Gesinnungen zu erforschen, „von welchem Hause stammt er denn eigentlich? Wer sind seine Eltern?“ — „Majestät“, antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit welchen ich das Glück teile, das ich Ew. Majestät verdanke.“

„So ist's recht“, rief der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerter Mann; wer sie geringschätzt, verdient nicht geboren zu sein.“

Ephef. 6, 2. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat.

42. Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war und von dem sie lange nichts mehr erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein“, sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen.“ Und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannistor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redlich, wie alle Gemüter sind, die Teilnahme und Hoffnung bedürfen, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Kolmar nicht, so geh' ich nach Straßburg; find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz.“ Die andern sagten dies und jenes dazu, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee, etwa Major?“ — Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen; denn sie dachte, er könnte wohl Major sein oder so etwas, weil er immer brav war; aber sie wußte

es nicht. „Wenn ich ihn nur finde“, sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein; denn er ist mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsäßer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager, nicht weit von der Straße, standen partienweise Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskutirten mit einander, und eine junge, weißgekleidete Frauensperson von feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, da sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der jezt mit ihr redet, das ist ihr Mann.“ — Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken; aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nimmer.

In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jezt etwas von ihrem Sohne erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu tun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen“, — und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei ein Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General.“ — Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General“, — und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein“, — und: „Ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“ — Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche“; — und ihr ehrliches Schweigen sah fast ein wenig einfältig aus vor unverborgener Freude und vor Liebe und Scham; denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhast Eure Bagage abladen ab dem Postwagen und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse und Euch hinausführe zu Euerm Herrn Sohn in das Lager.“

Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie“, — da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe — und die Hoheit und die Demut schwammen in einander und gossen sich in Tränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute den Jhrigen fand, als darüber, daß sie ihn schon gestern gesehen hatte. Als der Wirt zurückkam, sagte er: Das Geld regne zwar nirgends durch das Ramin herab; aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah. — Und der Hausfreund*) sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will.“

43. Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld.

Folgende Begebenheit verdient, dass sie im Andenken bleibe, und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

In demselben Winter, als die französische Armee und ein grosser Teil der bundesgenössischen Truppen in Polen und Preussen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf seinem Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser Napoleon im Anfang des Feldzugs eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Orte Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt und unter andern ein französischer Offizier getötet. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen; denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden und in Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat, und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Mute war, als

*) D. h. der Verfasser des „rheinischen Hausfreund“ — der Dichter Hebel.

sie die Schreckenspost vernahmen; und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Asche sind die grossen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich als die reichen Leute und die armen auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: Es sollten nur vier Häuser verbrannt werden, und dies war glimpflich; aber bei der Plünderung sollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, dass sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen musste, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug; die Trommel wirbelte ins Klaggeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelnden eilten die Soldaten auf den Sammelplatz. Da trat der brave Kommandant vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied!“ — So sprach der Kommandant. — Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! — Der Aufruf wurde wiederholt. — Kein Fuss bewegte sich, und wollte der Kommandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war niemand lieber als ihm, dass die Sache also abließ, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war ihnen zu Mute wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Kommandanten, liessen ihm für diese Milde und Grossmut danken und boten ihm aus Dankbarkeit ein grosses Geschenk an. Wer weiss, was mancher getan hätte! Aber der Kommandant schlug dasselbe ab und sagte, er lasse sich keine gute Tat mit Geld bezahlen. „Nur zum Andenken von euch“, setzte er hinzu, „erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgestellt ist und der heutige Auftritt. Dies soll das Geschenk sein, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Krieg mitbringen will.“ Dies ist geschehen im Februar des Jahres 1807, und so etwas ist des Lesens zweimal wert.

44. Heinrich Pestalozzi.

Am 12. Januar 1746 wurde in der Stadt Zürich Heinrich Pestalozzi geboren. Schon frühe verlor er den Vater. Seine Erziehung blieb daher der Mutter und einer treuen Dienstmagd überlassen. Nur selten kam er aus dem düstern Elternhaus ins Freie. Er wurde schwächlich und unbehilflich, daneben aber weichherzig und seelengut. In seinen Jünglingsjahren verletzte jedes Unrecht, das er mit ansehen musste, sein weiches Gemüt. Frühe schon entschloss er sich, den Bedrängten und Unterdrückten ein Helfer in der Not zu werden. Er wählte zu seinem Berufe die Landwirtschaft. Im Umgang mit dem Landvolke bemerkte er unter demselben viel Verwahrlosung, Roheit und Unwissenheit. Das betrübte den weichmütigen Pestalozzi sehr, und er sann auf Abhilfe. Er dachte, diese übeln Zustände rühren daher, weil die Kinder der Landleute meistens gar keine Schulen besuchen und wenig Gutes und Nützliches erlernen konnten. Deshalb errichtete er 1775 im Neuhof, auf dem Birrfelde im Aargau gelegen, eine Erziehungs- und Bildungsanstalt. In diese nahm er 50 arme Kinder auf, die er nähren, pflegen, unterrichten und zu nützlichen Arbeiten anleiten wollte. Fünf Jahre führte er, unterstützt von seiner edlen Gattin, das Werk fort; aber dabei verlor er sein ganzes Vermögen, und seine Gattin büsste die Gesundheit ein. Weil er kein guter Handelsmann war und oft schlechten Leuten traute, so wurde er auf alle Weise betrogen. Die Bettelkinder liebten das müßige Umherschweifen mehr als die geordnete Tätigkeit; darum liefen manche weg, nachdem sie neu bekleidet waren. Die Eltern, Vormünder und Armenbehörden unterstützten Pestalozzi zu wenig. So sah er sich genötigt, im Jahr 1780 die Anstalt zu schliessen und die Kinder zu entlassen. Verachtung, Spott und Hohn wurden ihm für seine edle Hingebung zu teil.

Pestalozzi hatte auf dem Neuhof so viele Erfahrungen über das damalige Volksleben gesammelt, dass er sich entschloss, in einem schriftlichen Werke die trostlosen Zustände desselben zu schildern. Auf diese Weise wollte er dem Volke immer noch ein treuer Lehrer sein und ihm den Weg zur Besserung weisen. Sein Buch, betitelt „Lienhard und Gertrud“, stellte jedermann die Schäden der damaligen Zeit in so anziehender und lehrreicher Weise vor die Augen, dass es massenhaft gekauft wurde. Dadurch gewann Pestalozzi die Mittel, sich wieder ehrenvoll aus seiner Armut zu erheben.

Aber auch in der werktätigen Menschenliebe steht er als

leuchtendes Vorbild da. Kaum hatte er von dem Elend in Nidwalden gehört, so eilte er nach Stanz und sammelte im Klostergebäude daselbst die armen Waisen um sich. Diesen ward er Vater, Mutter, Lehrer und Erzieher zugleich. Mit unsäglicher Mühe und Geduld wirkte er hier fünf Monate lang als Waisenvater. Doch die übergrosse Anstrengung machte ihn krank, und die Franzosen richteten das Klostergebäude zu einem Lazarett ein. Da mussten die Kinder entlassen werden. Pestalozzi aber nahm nach seiner Genesung 1799 die Lehrstelle an einer Schule in Burgdorf an.

Bis zu dieser Zeit war es mit den schweizerischen Volksschulen nicht gut bestellt. Etwas wenigles Lesen und Rechnen, gedankenloses Auswendiglernen und leiermässiges Hersagen der Sprüche aus dem Katechismus war vielerorts alles, was in den Schulen getrieben wurde. Diesem Übelstande suchte Pestalozzi abzuhelpfen. Er begründete daher eine neue Lehrmethode, welche den Schülern das Lernen erleichterte und zur Freude machte. Vermittelst seiner Lehrweise wollte er die Kinder zu denkenden Menschen erziehen. Durch Anschauung der Lehrgegenstände sollten seine Zöglinge zur Erkenntnis geleitet werden. Erst nach gründlicher Behandlung des Einfachen versuchte er, das Schwierigere bei den Schülern zum Verständnis zu bringen. Damit hoffte er zu bewirken, dass die Kinder nicht mehr so viele unverständene Sachen erlernen müssten. In Burgdorf legte er den Grund zu vielen Verbesserungen im Schulwesen, und da verbanden sich auch einige junge Männer mit ihm, welche seine Methode anwendeten und grosse Erfolge damit erzielten. Pestalozzis Ruf als ausgezeichneter Schulmann war schon über die Grenzen des Vaterlandes gedrungen; aber da musste er das Schloss zu Burgdorf verlassen. Er siedelte 1804 nach Münchenbuchsee und bald darauf in das Schloss zu Iferten über und gründete dort eine berühmte Schulanstalt, die von vielen Zöglingen aus den verschiedensten Ländern besucht wurde. Lehrer und Erzieher aus allen Ländern kamen nach Iferten, um die Pestalozzische Lehrmethode kennen zu lernen. Trotzdem fühlte sich Pestalozzi da nicht glücklich. Das Wesen war ihm zu vornehm, und ein Streit zwischen den Lehrern seiner Anstalt verbitterte ihm das Leben. Er war auch jetzt noch kein guter Haushalter; darum verbesserten sich seine Vermögensverhältnisse nicht. Die Anstalt hatte aus solchen Gründen keine gesicherte Grundlage. Viele herbe Erfahrungen blieben ihm daher auch in seinem spätern Alter nicht erspart. Mit grossem Schmerz sah er sein Institut dem Verfall entgehen. Da wäre er am liebsten wieder

Lehrer und Erzieher der Armen geworden. Bis zum Jahr 1825 blieb er in Iferten; dann schloss er seine Anstalt und kehrte als schwacher Greis auf den Neuhof zurück. Am 17. Februar 1827 starb der edle Menschenfreund und grosse Schulmann zu Brugg, wo er ärztliche Hilfe für ein körperliches Leiden gesucht hatte. Auf dem Friedhofe zu Birr ruhet seine Asche. Das einfache Denkmal auf seinem Grabe trägt folgende Inschrift: „Retter der Armen auf Neuhof, Prediger des Volkes in „Lienhard und Gertrud“, zu Stanz Vater der Waisen, zu Burgdorf und Münchenbuchsee Gründer der neuen Volksschule, in Iferten Erzieher der Menschheit, — Mensch, Christ, Bürger; alles für andere, für sich nichts. Segen seinem Namen!“

45. Pater Girard.

Jean Baptiste Girard wurde in Freiburg am 16. Dezember 1765 in einer achtungswerten bürgerlichen Familie geboren, erhielt seine erste Bildung in der dortigen Stadtschule und trat dann, um sich ganz den Wissenschaften widmen zu können, mit dem Namen Gregor in den Franziskanerorden. Nach Ablauf des Noviziats in dem Franziskanerkloster zu Luzern besuchte er verschiedene Klöster seines Ordens in Deutschland und blieb dann längere Zeit in Würzburg. Hier benutzte er fleissig den Unterricht auf der Universität, und hier wurde er auch zum Priester geweiht.

Die helvetische Revolution fand den jungen Franziskaner in sein Kloster in Freiburg zurückgekehrt, wo er den Schülern des Ordens Philosophie vortrug. Schon war sein Ruf als Lehrer und Gelehrter über die Grenzen seiner Heimat gedrungen; ein „Erziehungsentwurf für die ganze Schweiz“, welchen er dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts übersandte, musste sein Ansehen noch bedeutend erhöhen. So wurde er nach Luzern berufen, um die Sekretär- oder Archivarstelle in dem Bureau dieses Ministeriums zu übernehmen. Da diese ihm jedoch nicht zusagte, so erhielt er bald darauf die Stelle als Almosenier der helvetischen Regierung und wurde dann der erste katholische Geistliche der Stadt Bern nach der Revolution. Auch diese Stellung, in welcher er unter grossen Schwierigkeiten viel Gutes stiftete, verliess er bald; er nahm, seinem Herzen und seiner Neigung folgend, mit Freuden in seiner Vaterstadt das Amt des Patrons oder Vorstehers seiner Gemeinde und dasjenige des Präfecten der französischen Schule an und wurde von jetzt an Stütze und Vater der freiburgischen Schule. Neunzehn Jahre hindurch,

von 1804 bis 1823, war es ihm gestattet, mit gläubigem Sinn und verständiger Hand unter jung und alt so kräftigen Samen auszustreuen, dass dessen Früchte ihn und seine Schüler noch lange überleben werden; es war die geweihte Saat des Unterrichts.

Die Schule in Freiburg, welche im 16. Jahrhundert in der höchsten Blüte stand und weithin grossen Ruf hatte, war seit jener langen Zeit sehr in Verfall geraten. Etwas Lesen, Schreiben und Rechnen, nebst dem buchstäblichen und mechanischen Auswendiglernen des Katechismus, — dies war das ganze Programm der Elementarschule. Welch tiefes Gottvertrauen, Welch unüberwindliche Ausdauer, Welch scharfer Verstand und Welch eine weise Umsicht waren erforderlich, um in dem Zeitraume von wenigen Jahren nicht allein alle diese Mängel zu beseitigen, sondern die Schule auf eine Höhe zu heben, die sie nie zuvor erreicht hatte, und ihr einen Ruf zu begründen, der weit über die Grenzen des Kantons und der Schweiz hinausging und bis in die entferntesten Länder drang. Es war nicht allein der Entwurf eines neuen, auf religiöser und wissenschaftlicher Grundlage beruhenden und doch zugleich praktischen Unterrichtsplanes, nicht allein die Auswahl und Neuschaffung zweckmässiger Lehrbücher: es mussten sogar die Lehrer selbst erst herangebildet und zu ihrem Berufe befähigt werden. Als zweckmässiges Hilfsmittel nahm Pater Girard die Bell-Lancastersche Methode des gegenseitigen Unterrichts in seinen Erziehungsplan auf; vorzüglich war es aber ein Gegenstand, welcher den zahlreichen Fremden, welche seine Schulen besuchten, auffiel, nämlich der im höchsten Grade religiöse und moralische Charakter, den er allen Theilen seines Unterrichtssystems aufzuprägen wusste, ohne dadurch die geistigen und praktischen Resultate irgend eines Zweiges zu behindern. Zum Schlussstein seines wohlberechneten Planes bestimmte er die Erstellung eines geräumigen, zweckmässigen und schönen Schulgebäudes und die Verschmelzung der französischen mit den deutschen Schulen. Von dem Jahr 1818 an, wo die ganze Organisation vollendet war, beginnt die Blütezeit der freiburgischen Schulen und der pädagogischen Laufbahn Girards. Mit Recht nennt man ihn den Pestalozzi der katholischen Schweiz.

Leider war es ihm nicht vergönnt, sich einer ruhigen, ungestörten Fortentwicklung seiner Schule erfreuen zu können. Der sich auf die Schüler aller Volksklassen gleichmässig erstreckende Unterricht war vorzugsweise geeignet, Leben und bildende Tätigkeit in den Schulen anzuregen, was aber den Anhängern der alten Einrichtungen gar nicht gefallen wollte. Diese verschmähten kein Mittel und erreichten endlich am 4. Juni 1823 ihren Zweck.

Der treue Freund des Volkes, der redliche Vater seiner Schule wurde seiner Stelle entlassen und die Schule seinen heftigsten Feinden übergeben.

Girard ging nach Luzern, in der Absicht, in dem dortigen Franziskanerkloster ein ruhiges und beschauliches Leben zu führen; doch die Liebe zur Menschheit, der er noch viel nützen zu können überzeugt war, seine Anhänglichkeit an die Jugend und das Bedürfnis der Tätigkeit trieben ihn an, über die engen Grenzen des Klosters hinaus segensreich zu wirken. Er beschäftigte sich hier, wie in Freiburg, vorzugsweise mit den Armenschulen und andern gemeinnützigen Werken, und wirkte vom Jahre 1827 an auch als Professor der Philosophie am Lyzeum in Luzern sehr segensreich. Die Beschwerden des Alters bewogen ihn im Jahre 1834, die Professorstelle niederzulegen und sich wieder in das Kloster nach Freiburg zurückzuziehen; 1839 wurde er dessen Provinzial, 1840 erhielt er das Kreuz der französischen Ehrenlegion und 1844 von der französischen Akademie für sein Werk: „Über den Unterricht der Muttersprache in den Schulen und in der Familie“ einen Preis von 6000 Franken.

Nahe am Ende seiner irdischen Laufbahn wurde ihm noch die freudige Genugtuung, wiederum an die Spitze des öffentlichen Unterrichts im Kanton Freiburg gestellt zu werden und die Überzeugung zu gewinnen, dass sein mit Gott angefangenes Werk wohl von den Stürmen der Zeit erschüttert werden konnte, aber zu fest in dem Glauben und in der Wohlfahrt des Volkes begründet sei, als dass es in Trümmer fallen könne. Er starb in dem Bewusstsein redlichen Strebens, treuer Pflichterfüllung und in dem frommen Glauben und in der festen Zuversicht auf seinen über alles geliebten Herrn und Heiland Jesum Christum, am 7. März 1848. — Die Dankbarkeit hat ihm ein Ehrendenkmal gewidmet, das im Monat Juli 1860 in Freiburg enthüllt und feierlich eingeweiht worden ist.

46. Fellenberg und Wehrli.

Emanuel v. Fellenberg, aus Bern, geboren im Jahr 1771, ist mit größern Mitteln, die er vorsichtig zu Rat gehalten, neben Pestalozzi in edelm Wettstreit aufgetreten und hat bewiesen, was die Tatkraft eines einzigen Mannes vermag, wenn er festen Schrittes seinem Ziele entgegen geht. Sein Vater, Landvogt zu Wildenstein im Aargau, leitete sorgfältig seine Erziehung; noch mehr jedoch tat hierin die Mutter. Seine Kindheit fiel in die Zeit, da die menschenfreundlichen Bemühungen und Ideen angesehener Männer vielseitige Teilnahme für Volksbildung

und Erziehung erweckten und namentlich von edeln Müttern unterstützt und ausgeführt wurden. Noch nicht fünf Jahre alt, spielte der junge Fellenberg an einem Wagen und zog ihn gegen den steilen Abgrund des Hofraums. Schnell rollte der Wagen auf dem abschüssigen Pfade weiter. Der Knabe wird von der Deichsel fortgerissen und stürzt. Die Mutter sieht es, springt hinzu, hängt sich rückhaltend an den Wagen, und wenn auch nicht stark genug, dessen Lauf plötzlich zu hemmen, bringt sie denselben, indem sie sich über das scharfe Gestein nachschleppen läßt, doch zum Stehen; sie blutet freudig für das gerettete Kind. Ein solches Opfer mütterlicher Liebe blieb unvergessen und wurde die Quelle der Ermunterung zu Taten aufopfernder Menschenliebe.

Ein anderer Vorgang ließ ebenso einen unauslöschlichen Eindruck im Gemüte des Knaben zurük. Derselbe kam einmal von seinem Spielplaze hinauf in das Zimmer der Mutter und sah diese im Fenster-raume mit einem Zeitungsblatte in der Hand. Er bemerkte, wie sie beim Lesen zusammenschrak und Tränen ihre Augen füllten. Der Kleine eilt auf sie zu und fragt dringend und gerührt nach der Ursache ihrer Betrübniß. „Sei ruhig“, sagte die Mutter, „es ist nichts, das dich angeht; du kannst es auch nicht verstehen.“ Aber der Kleine lieblosete zudringlicher, und das Herz der Mutter wurde noch mehr bewegt; sie vermag nicht mehr die schmerzliche Teilnahme zurückzuhalten. Die Tränen bringen mit Macht hervor und sie ruft: „Ach! sie sind geschlagen! Die Nordamerikaner, die für ihre Freiheit kämpfen, sind geschlagen!“ —

Dies ergriffen wurde der Knabe auch bei einem Besuche in Königs-felden, wohin seine Mutter ihn mitgenommen hatte. Im Gehöfte des nahen Irrenhauses führte sie den Sohn an einem schönen Sommertage umher, zeigte ihm den stummen Wahnsinn wie die redselige Narrheit, erklärte ihm, wie diese Abirrung des menschlichen Geistes etwa durch Lieblosigkeit und Bedrückungssucht bewirkt werde, oder auch durch unglückliche Zufälle, durch übermächtige Leidenschaften oder körperliche Verletzungen entstehen könne. Dabei wies sie aber den Sohn nachdrücklich darauf hin, daß es heilige Pflicht sei, das Elend dieser Unglücklichen durch Versorgung in besondern Anstalten zu mildern. Als sie ihm dann die Schönheit der Natur und die Pracht der untergehenden Sonne gezeigt und ihn fühlen gelehrt hatte, wie den eben betrachteten Unglücklichen dieses alles vergeblich blühe und glühe, führte sie denselben in ihr einsames Gemach und hieß ihn nach einer feierlichen Anrede niederknien und geloben, daß er stets den Armen beistehen, und daß er durch keinen Vorgang im Leben sich von diesem Beistande werde abwendig machen lassen. Aus der Tiefe seiner Seele und wohl mit heißen Tränen gelobte es der Sohn, der so vor seiner Mutter kniete; aber als er sie selbst hinsinken, knien und flehen sah, als sie ihn Gott

empfahl und Gnade über den jungen Streiter auf dem Felde der Menschenliebe herabrief: da mag der Entschluß zur menschenfreundlichen Wirksamkeit in seinem Herzen Wurzel gefaßt, und er die Weihe zu guten Taten empfangen haben.

Nachdem der Jüngling Fellenberg durch Studien und auf Reisen sich Kenntnisse und Erfahrungen erworben, weilte er nach seiner Heimkehr oft unter dem Volke, um dessen Sitten, Beschäftigungen und Eigentümlichkeiten genauer kennen zu lernen. Auch Pestalozzi sah er häufig und ehrte den verkannten Mann hoch. Allmählig reifte sein Entschluß, sich seinem Lieblingsfache, der Landwirtschaft, berufsmäßig zu widmen. Er kaufte im Jahr 1799 mit seinem Vater den „Wylhof“, anderthalb Stunden von Bern, um 225,000 französische Franken und brachte zwei Jahre später, nach des Vaters Tode, das Gut an sich. Nun begann er die Lösung seiner großen Lebensaufgabe: Bessere Kultur des Bodens und bessere Erziehung der Menschen, die diesen Boden bearbeiten.

Was in England und in Deutschland die tüchtigsten Landwirte zur bessern Kultur des Bodens geleistet hatten, das wurde nun von Fellenberg auf seinem Gute benutzt, in einer Musterwirtschaft dargestellt und durch Druckschriften weiter bekannt gemacht. Fellenberg gründete in „Hofwyl“ (so nannte er sein Gut) eine landwirtschaftliche Lehranstalt, die von erwachsenen Söhnen reicher Gutsbesitzer und von solchen, die einst als Verwalter oder als Landwirte in der Landwirtschaft ihren Erwerb finden wollten, besucht wurde. Er selbst hielt Vorlesungen über Landwirtschaft und ließ es nicht fehlen an tüchtigen Hilfslehrern und an praktischen Übungen.

Nun entwickelte sich der Plan zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für höhere Stände, die im Jahr 1808 ins Leben trat. Zunächst suchte er nur eine kleine Anstalt für seine eigenen und einige fremde Kinder zu gründen; diese kam aber bald in solches Ansehen, daß sie sich zu einem großen Erziehungs Hause erweiterte, in welchem aus der Schweiz und aus dem Auslande, ja selbst aus andern Erdteilen die Söhne angesehenen Männer in bedeutender Anzahl ihre Erziehung und Bildung gefunden haben.

Fellenberg, treu dem Gelöbniß, das er seiner edeln Mutter einst geweiht, errichtete gleichzeitig eine Erziehungsanstalt für arme Kinder, in welcher Arbeit und Unterricht zweckmäßig verbunden sein sollten. Die Anzahl armer Knaben, welche aus der Schweiz und aus dem Kanton Bern in diese Anstalt aufgenommen wurden, stieg allmählig bis auf hundert. Dabei blieb der Stifter von Hofwyl nicht stehen. Unter Leitung seiner vortrefflichen Gattin und mit Beihilfe seiner Tochter wurde auch eine solche Anstalt für arme Mädchen gestiftet. Die Knaben blieben bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre in der Anstalt und ver-

güteten durch ihre Arbeit einen Teil der Kosten, die auf ihre Bildung verwendet worden waren. So sollte es möglich werden, daß sich die Wohlthat dieses Institutes auf folgende Generationen fortpflanzte; in einem Zeitraume von zwanzig Jahren hatten bereits Hunderte von Zöglingen Aufnahme gefunden.

Die landwirtschaftliche Armenerschulungsanstalt in Hofwyl erregte Aufsehen und Teilnahme in den weitesten Kreisen. Die zahlreichen Besucher rühmten neben Fellenberg vorzugsweise den unmittelbaren Lehrer und Leiter dieser Anstalt, den jungen, tatkräftigen, sich mit ganzer Seele seiner Aufgabe weihenden Wehrli.

Joh. Jakob Wehrli erblickte das Licht der Welt 1790 zu Eschikofen, einem Dorfe im Kanton Thurgau, wo sein Vater lange Zeit hindurch jährlich 20—22 Wochen um den Gesamtlohn von 22 bis 30 Gulden Schule hielt und sich zugleich mit Weben und etwas Landwirtschaft sein Auskommen zu verschaffen in ehrbarer Weise bemüht war. Der Sohn wurde von den Eltern in frommer Sitte und ländlicher Einfachheit erzogen, erhielt den Elementarunterricht bei dem Vater und besuchte dann noch zwei Sommer vom elterlichen Hause aus die Stadtschule in Frauenfeld, welche aber so dürftig bestellt war, daß sie dem Zögling der Dorfschule von Eschikofen kaum Gelegenheit zur Fortbildung darbieten konnte.

Im Herbst 1807 machte der junge Wehrli einen sechswöchigen Bildungskurs für Landschullehrer mit, und nach dem Wunsche des Vaters sollte er sich nun um eine Schulstelle bewerben. Nachbarn und Bürger des Dorfes aber waren der Meinung, er sollte Dachdecker und Schindelmacher werden wie sein Großvater, der bei diesem Geschäfte weit mehr verdiente als irgend ein Schulmeister mit Schulhalten. Diese Leute suchten ihre Meinung um so eifriger zur Geltung zu bringen, als der junge Wehrli häufig mit seinem Großvater in der Dachdeckerei arbeitete und dabei viel Gewandtheit und Geschicklichkeit zeigte. Ihr Zureden brachte den Jüngling wirklich dazu, daß er dem Vater erklärte, er wolle dem Lehrerberufe entsagen und ein Dachdecker werden. Er hatte bereits einige Zeit rüstig und munter auf den Höhen der Häuser gearbeitet, und es war ihm, so sagt er selbst, „wie ein Donnerschlag“, als er vom Kantonschulrat aufgefordert wurde, den Winter 1808 hindurch in Leutenegg Schule zu halten, wozu er sich nur durch Zureden von seiten des Vaters bestimmen ließ. Da diese erste Lehrtätigkeit zu seiner und der Schulgenossen Zufriedenheit ausfiel, so entschloß er sich nun doch, das Schulhalten als seinen Hauptberuf zu betrachten und die Dachdeckerei nur als Nebenbeschäftigung zu betreiben.

In dieser Zeit ließ Fellenberg in Hofwyl Fortbildungskurse für Landschullehrer abhalten, deren Besuch aber im Jahr 1809 den Schulmeistern des Kantons Bern von der Regierung verboten wurde. Fellen-

berg suchte nun Lehrer aus andern Kantonen beizuziehen, und so kam es denn, daß der Lehrer Wehrli in Eschikofen (der Vater), als ein sehr verständig und strebsamer Mann bekannt, mit einiger Unterstützung in einen achtwöchigen Lehrkurs nach Hofwyl berufen wurde.

Fellenberg, der eben damals zur Errichtung seiner landwirtschaftlichen Armenerschulungsanstalt einleitende Schritte that, folgte mit scharfem Auge dem Benehmen und den Leistungen der in dem Kurse anwesenden Landeschullehrer; er suchte den geeigneten Mann für seine Anstalt und glaubte, denselben in dem Lehrer von Eschikofen gefunden zu haben. Bei einer Unterredung aber erklärte dieser, er selbst sei für eine solche Stelle doch zu wenig gebildet und auch wohl schon zu alt; eher würde sein Sohn hiefür passen, und den wolle er im nächsten Frühling nach Hofwyl schicken, wenn es Herr Fellenberg wünsche. So kam der junge Wehrli im Frühjahr 1810 nach Hofwyl, wo alsbald alle seine Kräfte von dem energischen, strengen, rastlos tätigen Fellenberg in Anspruch genommen wurden. Die landwirtschaftliche Armenanstalt wurde eröffnet, in gemessenem Fortschritt erweitert und bald zu einer weit berühmten Bedeutsamkeit erhoben.

Die Anforderungen, welche Fellenberg an einen Armenerschüler stellte, waren so groß und so mannigfaltig, daß selbst der kräftige und rüstige Wehrli bisweilen entmutigt wurde; namentlich dann, wenn Fellenberg mit einer rücksichtslosen Strenge, die energischen Männern zumeist eigen ist, gegen den bescheidenen Gehilfen anstürmte.

Fellenberg hatte jedoch bereits erkannt, daß Wehrli eine seltene Begabung zum unmittelbaren Leiter einer landwirtschaftlichen Armenerschulungsanstalt besitze. Die Stellung desselben wurde allmählig besser, und die rühmenden Urtheile, welche von achtbaren Männern über seine Leistungen öffentlich ausgesprochen wurden, ermunterten ihn zum Ausdauern und Bleiben, obgleich ihm bereits annehmbare Anträge zu anderseitiger Anstellung gemacht worden waren.

Wehrli war bereits weit über die Grenzen der Schweiz hinaus ehrenvoll bekannt und genannt. Man bezeichnete landwirtschaftliche Armenerschulungsanstalten mit dem Namen Wehrli'schulen, und diejenige in Hofwyl galt gleichsam als Normalinstitut. Indem Wehrli wiederholt inländische und ausländische Berufungen ablehnte, konnte er mit voller Berechtigung darauf Anspruch machen, daß seine Stelle in Hofwyl etwas erleichtert werde von der Last der Arbeit und vom Drucke persönlicher Unterordnung. Fellenberg beschäftigte sich mit der Ausführung zweier Projekte: einer Armenkinderkolonie auf einem Gute bei Mairkirch und einer Realschule in Hofwyl, die zugleich als Schullehrerbildungsanstalt dienen sollte. Im Jahre 1823 wurde von Fellenberg die künftige Stellung Wehrli's in Betracht gezogen und bedeutsam umgestaltet.

Wehrli gehörte zwar, so lange er in Hofwyl verweilte, der Armenanstalt als Vater an; aber von den Feldarbeiten ging er mehr und mehr zu dem Lehrgeschäfte in den Schulanstalten über. Auch in Bezug auf sein äußerliches Erscheinen, seine Kleidung und die Formen seines gesellschaftlichen Lebens sollte er nun von der in der Armenschule absichtlich beobachteten Ländlichkeit so weit abgehen, als nötig war, um den Realschülern gegenüber nicht affektirt zu erscheinen oder ein seinen Einfluß hemmendes Vorurteil zu veranlassen.

Mit dieser äußern Umwandlung war jene interessante, vielbewunderte Gestalt, die im Zwischkleide mit den Knaben der Armenschule gearbeitet und gespielt und sie gleichzeitig belehrt und ermuntert hatte, den Augen der Besucher Hofwyls entrückt. Wehrli nahm an den Lehrerbildungskursen selbstlehrend bedeutenden Anteil, und zwar mit günstigem Erfolge. Diesfällige Beobachtungen mochten entscheidend einwirken, daß Wehrli zum Direktor des neu errichteten Schullehrer-Seminars seines Heimatkantons berufen wurde. Im Herbstmonat 1833 nahm er von Hofwyl Abschied und trat seine neue Stelle in Kreuzlingen an. Damals zählte Hofwyl 180 Zöglinge. 275 hilfsbedürftige Kinder waren seit dem Jahr 1810 in der Armenschule aufgenommen worden; nach dem Muster der Wehrli'schule waren bereits mehrere Anstalten in der Schweiz und im Auslande ins Leben getreten.

Zwanzig Jahre lang wirkte Wehrli als Direktor der thurgauischen Lehrerbildungsanstalt, und aus dem Seminar in Kreuzlingen ging eine große Anzahl tüchtiger und würdiger Lehrer und Erzieher hervor.

Schon die „Wehrli'schulen“ sind eine so bedeutame Erscheinung auf dem Gebiete des Erziehungswezens, daß demjenigen, dessen Namen sie tragen, stets ein rühmliches Andenken gesichert ist. Überdies hat Wehrli in seinem Heimatkantone nicht nur als Seminardirektor Hervorragendes geleistet, sondern wesentlich zur Gründung der landwirtschaftlichen Schule, zur Bildung des landwirtschaftlichen Vereins und dadurch zur Hebung und Verbesserung der Landwirtschaft mitgewirkt.

Die Männer, welche auf dem Gebiete der Volksbildung gearbeitet, gestritten und gelitten: Pestalozzi, Pater Girard, Hans Georg Nägeli, Zschokke, Fellenberg, Wehrli, Th. Scherr u. n. a. haben nicht minder wirksam für die Freiheit des Volkes gekämpft als einst die Helden auf den Schlachtfeldern für die Freiheit des Vaterlandes.

47. Thomas Bornhauser.

In den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts vollzieht sich in einem großen Teil des schweizerischen Vaterlandes eine Bewegung, welche das Volk bis in seine untersten Schichten ergreift, neue politische

Grundsätze zur Geltung bringt und neue Zustände schafft. Da geht die Staatsgewalt aus den Händen der Reichen und Vornehmen (Aristokraten) an das eigentliche Volk und die Männer seines Vertrauens über. Die letzten Reste von Rechtsungleichheit, welche zu Gunsten der Besitzenden bis dahin noch bestanden, werden abgetan. An die Stelle der herkömmlichen Bevormundung des unwissenden Volkes durch seine Beamten tritt der Grundsatz: Alles für das Volk und durch das Volk, d. h. mit seiner freien Zustimmung und Mitwirkung. Der öffentliche Unterricht nimmt einen gewaltigen Aufschwung; die heranwachsende Jugend wird in den verbesserten Schulen der Verwilderung und Unwissenheit entrißen; ein gewisses Maß von Bildung wird jedem Kinde des Volkes zugesichert. Die Liebe zum Vaterlande und die freudige Zuversicht zu ihm erstarken wieder, und die ehemals gebundenen Kräfte des Volkes entwickeln sich zu neuem Leben im Segen der Freiheit und geistigen Bildung. Diese Bewegung nennt man die Regeneration (Wiedergeburt, Neubelebung), und zu ihren ersten Anregern und einflußreichsten Leitern gehört der thurgauische Patriot und Dichter Bornhauser. —

Hans Thomas Bornhauser wurde geboren den 19. Mai 1799 in Weinfelden als das einzige Kind einer armen, bäuerlichen Familie, welche unter dem Drucke der kriegerischen Zeit viel zu leiden hatte und trotz aller Anstrengungen ökonomisch nicht vorwärts kam. Seine Mutter war eine mehr als gewöhnlich begabte Frau. Sie sang an ihrem Spinnrad dem kleinen, schwarzhaarigen Thomas mit den dunkeln, lebhaften Augen das Tellenlied vor und begeisterte ihn frühe zu hohem Streben und kühner Mannesthat. Da der Knabe sich bald durch reiche Anlagen und einen frischen, lebendigen Geist auszeichnete, nahmen sich einige wohlhabende Bürger des Ortes seiner Erziehung an und ließen ihn die höheren Schulklassen des trefflichen Schulmeisters Dünner besuchen. An der Schwelle des Jünglingsalters entschloß sich Bornhauser, Theologie zu studiren, nicht weil der geistliche Beruf ihn besonders anzog, sondern weil er ihm Mittel und Wege darbot, die heißersehnte wissenschaftliche Bildung zu erwerben.

Nach damaliger Sitte wurde er nun für einige Zeit einem gelehrten Pfarrer übergeben, damit er sich durch das Studium der Sprachen und Geschichte auf die hohe Schule vorbereite, und bezog dann (1818) das Karolinum in Zürich, das vorzugsweise zur Heranbildung von Geistlichen und Staatsmännern bestimmt war. Mit reichem Wissen ausgerüstet und mit einem durch die Ideale der Jugend gehobenen Geiste kehrte er nach drei Jahren in die Heimat zurück und wurde nach bestandnem Examen zuerst als Lehrer einer neu gegründeten höhern Bürgerschule in seinem Heimatsorte Weinfelden angestellt. Als sogenannter Provisor lernte er hier die Leiden und Freuden des Schulmeisterlebens

kennen, studirte fleißig, besonders Poesie, Geschichte und Naturwissenschaften, dichtete Lieder, auch ein Trauerspiel „Hans Waldmann“, pflog eine innige Freundschaft mit J. C. Mörkoser und galt als ein Original, das sich nicht in die herkömmlichen Verhältnisse zwingen lasse, sondern seine eigenen Wege suche und finde.

Von seiner abhängigen Stellung wenig befriedigt und nach einer freieren Wirksamkeit verlangend, nahm Bornhauser (1824) die Wahl an die Pfarrstelle Mazingen an, wo sich sein mutiger und unabhängiger Charakter noch kräftiger entwickelte. Hier begann er nun bald in Verbindung mit Dr. Keller, Dr. Merk, L. Eder u. a. seine politische Wirksamkeit. In seiner kühnen, offenen und hinreißend beredten Weise griff er durch Wort und Schrift die aristokratische Regierung an, legte die Mißstände dar, welche die Bevormundung des Volkes geschaffen hatte, und drang darauf, daß durch eine neue Verfassung dem thurgauischen Volke sein gutes Recht zuerkannt und sichergestellt werde. Namentlich drang er auf die „Trennung der Gewalten“, das Petitionsrecht, die Pressfreiheit, Öffentlichkeit der Verwaltung, Volksvertretung durch unverkümmertes Wahlrecht.

In der Broschüre: „Über die Verbesserung der thurgauischen Staatsverfassung“ legte er seine Ansichten über die Gestaltung eines republikanischen Gemeinwesens im Zusammenhang dar und betonte dabei den Gedanken: „Die Verfassung ist nächst Klima und Religion die stärkste Bildnerin der Menschen.“ Seine Ideen zeigen vielfache Verwandtschaft mit denjenigen Montesquieus, und es scheint, daß er das berühmte Buch dieses Gelehrten: „Vom Geist der Gesetze“ fleißig benutzte. Nachdem er die berechtigten Ansprüche des Volkes ausgesprochen und begründet, schloß er seine Flugschrift mit den Worten: „Der Hahn hat gekräht, die Morgenröthe bricht an; Thurgauer, wachet auf, gedenket eurer Enkel und verbessert eure Verfassung!“

Bald darauf luden Bornhauser und seine Freunde zu einer Volksversammlung nach Weinfelden ein (22. Oktober 1830), erlangten hier für ihre Vorschläge die einmütige Zustimmung von 3000 Männern und richteten im Namen der Versammlung eine Petition an die Staatsbehörde mit dem Begehren, daß die Verbesserung der Verfassung unverzüglich an Hand genommen werde. Nach kurzem Schwanken gab die Regierung nach. Ein neuer Großer Rat wurde gewählt und Bornhauser, der als Geistlicher nicht Mitglied des Rates sein konnte, von mehreren Kreisen als Ehrenmitglied in denselben abgeordnet. Als der „Verfassungsrat“ sich dann in den ersten Tagen des Jahres 1831 in Frauenfeld versammelte, verbreitete sich auf dem Lande das Gerücht, der kühne Pfarrer von Mazingen sei von einem Agenten der aristokratischen Regierung in seinem Hause mit dem Tode bedroht oder, nach andern Angaben, wirklich ermordet worden, und Tausende von be-

waffneten Bauern stürmten der Hauptstadt zu, um Rechenschaft zu fordern von den Schuldigen und den bedrohten Volksfreund zu schützen. Doch das Gerücht war irrig; Bornhauser selbst beruhigte die aufgeregten Massen mit freundlich ermahnenden Worten und bewirkte, daß sie friedlich nach Hause zogen, worauf die Arbeit des Rates ihren ungestörten Fortgang nahm.

Das neue Verfassungswerk wurde unter Bornhausers Präsidium vollendet, vom Volke angenommen und bildete die Grundlage, auf welcher seither die Entwicklung des Thurgaus weiter geschritten ist.

Der vielgescholtene und vielgepriesene Mann aber nahm eine Stelle in der neuen Regierung, die ihm seine Freunde anboten, nicht an, sondern kehrte zu der friedlichen Tätigkeit des Predigtamtes zurück. Ein Zug zu den Wissenschaften, zum idyllischen Landleben und namentlich zur Poesie ließ ihn neidlos auf die Erfolge der politischen Laufbahn verzichten. Bald folgte er einem Rufe der Gemeinde Arbon und vertauschte Mazingen mit dem hellen Gestade des Bodensees. Er tat es in dem Bewußtsein, daß ein bedeutsamer Lebensabschnitt zu Ende sei und ein neuer mit veränderten Aufgaben und Zielpunkten sich ihm eröffne.

Neben seiner pastoralen Tätigkeit hat Bornhauser hier namentlich als Dichter und politischer Schriftsteller gewirkt. In „Gemma von Arth“ verherrlicht er in volkstümlicher Weise die Befreiung der Waldstätte und die Gründung der alten Eidgenossenschaft. In seinen „Liedern“ singt er von allem Höhen, was Menschenbrust erhebt, von Freiheit und Vaterland, von Liebe und Freundschaft, von Treue und Einigkeit. Zu den volkstümlichsten dieser Gedichte, von denen mehrere in Musik gesetzt und gesungen wurden, gehören: „Das Wörtli frei“ (Mi heimelet so mild und fründli), „Sehnsucht“ (Der Sentis glänzt in stolzer Schöne) und die „Thurbrücke bei Bischofszell“. In der Form des geschichtlichen Romans ließ er die Erzählungen „Königsmord und Blutrache“, „Ilda von Toggenburg“ und „Gallus“ erscheinen. In dem Gespräch „Schweizerbart und Treuherz“ betritt er nochmals den politischen Boden und kämpft für Umgestaltung des lockeren Staatenbundes der Eidgenossenschaft in einen festgeschlossenen Bundesstaat. Sein Schwanengesang ist „Rudolf von Werdenberg“, ein Balladentrang über die Freiheitskämpfe der Appenzeller.

Es fehlt seinen Dichtungen nicht an Schwung und Phantasie, wohl aber zum Teil an jener durchgebildeten Formenschönheit, welche wir bei den großen Dichtern Deutschlands bewundern. Der politische Kampf hatte den Dichter in ihm nicht zur vollen harmonischen Entwicklung gelangen lassen; sein Herz und seine Gedanken waren stets dem Vaterlande zugewandt.

Den Abend seines Lebens brachte der verdienstvolle Mann als

Pfarrer in Müllheim im Thurtale zu. Mit seiner Gattin Magdalena Roth von Teufen führte er ein inniges und heiteres Familienleben, das nur durch Körperleiden bisweilen getrübt wurde, indem die Gicht ihn seit Jahren nie ganz verließ. Seine persönliche Erscheinung war freundlich und einnehmend; von Gestalt eher klein als groß, imponirte er durch ein von Geist und Wohlwollen strahlendes Angesicht; seine großen, dunkeln Augen schienen auf den Grund des Herzens zu blicken; seine Rede war in Ernst und Humor wie ein sprudelnder Quell, dessen Wasser nie versiegt. Er galt zu seiner Zeit als einer der größten Redner der deutschen Schweiz.

Als Pfarrer und Präsident des thurgauischen Kirchenrates wirkte er stets in freisinnigem Geiste, belebend und anregend, voll Duldung und Anerkennung gegen jede Glaubensansicht, die nicht auf Heuchelei oder Unsitlichkeit hinausging. Unter rastloser Arbeit war er frühe gealtert; ein Herzleiden brach vollends seine Kraft; nach einem leidenvollen Winter entschlief er den 9. März 1856. Sein Freund Mörikofer hielt ihm die Grabrede über den Text: „Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen.“ Wir schließen diese Lebensskizze mit den Worten, die Bornhauser sich und seinen Freunden in trüber Zeit zum Trost geschrieben:

„Welkt vielleicht im Lebenskranze
dir auch manche Lust,
schließ, o Freund, ans große Ganze
dich mit voller Brust.
Pflanz auf deiner Hoffnung Grabe
still der Menschheit Glück,
und an andrer Freuden labe
sich dein Tränenblick.“

48. Dr. Thomas Scherr.

Zu den Männern, welche namentlich durch Ausarbeitung von Lehrmitteln und durch gesetzgeberische Arbeiten sich hohe Verdienste um die Hebung des Schulwesens erworben, gehört auch Direktor Dr. Thomas Scherr, geboren den 15. Dezember 1801 zu Hohenrechberg in Württemberg und gestorben den 10. März 1870 in Emmishofen, Kanton Thurgau.

Thomas Scherr war der Sohn eines einsichtigen und strebsamen Volksschullehrers, der neben dem Schuldienst auch noch für einen Fabrikationszweig arbeitete und bisweilen Reisen machte, auf denen er seine Kenntnisse erweiterte. Thomas zeigte frühe hervorragende Anlagen. Er besuchte nicht nur die Schule seines Vaters, sondern wurde von dem Ortspfarrer, der an dem gewekten und gesitteten Knaben viel Freude fand, noch privatim unterrichtet, namentlich in lateinischer Sprache und Musik. Daneben war er im Hause bei allen vorkommenden Arbeiten

behilflich und frühe schon unterstützte er den Vater auch bei der Schulführung. Eine weitere Ausbildung zum Lehrer und speziell zum Taubstummlehrer erhielt er in der benachbarten Stadt Gmünd, wo sich unter der tüchtigen Leitung des Ritter von Allé eine Taubstumm-Anstalt befand. Einige Zeit verweilte er überdies mit einem Freunde, der sich ebenfalls dem Lehrfache widmete, bei dem auch als Schriftsteller ausgezeichneten bairischen Schulmann J. B. Grafer. Mit dem zwanzigsten Lebensjahre, nach vorzüglich bestandener Prüfung, kam Scherr als Lehrer an die Taubstumm-Anstalt in Gmünd, vier Jahre später aber als Oberlehrer an das Blindeninstitut in Zürich und damit in die Schweiz, die seine zweite Heimat werden sollte.

Wie kam es aber, daß man in Zürich etwas von dem jungen Taubstummlehrer Scherr im Württembergischen wußte und ihm die Leitung der zürcherischen Blindenanstalt anvertraute? Der Direktor der schwäbischen Taubstumm-Anstalt, der auf einer pädagogischen Reise auch nach Zürich gekommen war, wurde in einer wichtigen Schulfrage um ein schriftliches Gutachten ersucht. Da er aber öfter kränklich war, übertrug er die Ausarbeitung dieses Gutachtens seinem Hilfslehrer Scherr, zu dem er das größte Vertrauen besaß. Scherr entledigte sich seiner Aufgabe in kurzer Zeit und in wirklich meisterhafter Weise. Auch in Zürich machte seine Arbeit den besten Eindruck, und sie war die nächste Veranlassung, daß er zur Leitung des zürcherischen Blindeninstituts berufen wurde, und daß, ohne daß er es damals ahnen mochte, hiemit sein ganzer Lebensgang eine andere Richtung erhielt. Junger Mensch, wenn dir irgend eine Arbeit aufgetragen ist, verrichte sie pünktlich und gewissenhaft! Du kannst nicht wissen, welche Folgen sich an eine pflicht-treue oder an eine nachlässige und leichtfertige Arbeit knüpfen können.

Die Hoffnungen, welche die zürcherischen Behörden bei der Wahl des neuen Oberlehrers am Blindeninstitut geleitet hatten, wurden aufs beste erfüllt. Scherr blieb aber nicht bei dem stehen, was ihm durch sein Amt als Pflicht aufgetragen war. Sein Streben, etwas Gutes zu wirken, und sein lebendiges Mitgefühl für unglückliche Mitmenschen trieb ihn weiter. Zürich hatte damals noch keine Anstalt für Taubstumme. Duzende dieser Unglücklichen wuchsen ohne Unterricht und Erziehung auf, sich selbst und den Ihrigen eine fortwährende schwere Last. Scherr machte auf diese Übelstände aufmerksam. Er anerbote sich, einzelne Taubstumme noch ins Blindeninstitut aufzunehmen und sie zu unterrichten, ohne sich einer andern, bisherigen Verpflichtung zu entziehen. Man erstaunte über die Fortschritte, welche einzelne talentvolle taubstumme Knaben in kurzer Zeit machten, indem sie verstanden, was andere sprachen oder schrieben und ihre eigenen Gedanken mündlich und noch besser schriftlich auszudrücken wußten. Und so war es dann hauptsächlich Scherrs Verdienst, daß die zürcherische Blindenanstalt in

eine „Blinden- und Taubstummenanstalt“ erweitert wurde, und daß seither Hunderte dieser unglücklichen „Vierfüßigen“ nicht nur zur Erlernung eines Berufes, sondern überhaupt zu einer bessern und menschenwürdigeren Lebensführung kamen.

Aber bald erhielt Scherr's Wirken noch eine weitere Ausdehnung. Die Fortschritte seiner taubstummen Schüler machten außerordentliches Aufsehen. Man fand, manche derselben lernen schneller und leichter lesen und namentlich sicherer schreiben als viele vollsinnige Kinder in den Volksschulen, welche Jahre lang mit Buchstabiren geplagt wurden. Manche Lehrer in Zürich und Umgebung bemühten sich, die besondere Methode (Lehrart) kennen zu lernen, welche die Taubstummen zu so überraschenden Fortschritten führte. Scherr war in der That der Meinung, daß die damals in Zürich noch allgemein übliche Art des Schulehaltens an großen Mängeln leide, und daß sich verschiedene Grundsätze des Taubstummenunterrichts mit Vorteil auf den Unterricht vollsinniger Kinder übertragen lassen. Er war darum gerne bereit, strebsamen und wißbegierigen Volksschullehrern Anleitung zu geben, wie sie ihre Unterrichtsmethode verbessern könnten, und so wurde er bald an freien Samstagnachmittagen oder in Abendstunden, wenn er sein regelmäßiges Tagewerk vollendet hatte, noch ein Lehrer derer, die selber Lehrer waren. So wurde Scherr in immer weitem Kreise bekannt und seine unermüdlige Tätigkeit überall hoch geschätzt. Auch hochgestellte Männer zollten ihm freudig Anerkennung und sahen ihn gerne in ihrem Freundeskreise.

Im Jahre 1830, bald nach der Julirevolution in Paris, als im Thurgau Thomas Bornhauser sich an die Spitze einer Volksbewegung stellte und noch in mehreren Kantonen neue, freiheitliche Bestrebungen erwachten, begann auch im Kanton Zürich ein neues politisches Leben. Eine Volksversammlung in Uster (vom 22. November 1830) verlangte u. a. auch eine verbesserte Schulbildung. Zürich erhielt infolge dieser Bewegung eine neue, freisinnige Verfassung und eine neue, fortschrittlich gesinnte und tatkräftige Regierung. Um die Verbesserung des Schulwesens durchzuführen, wurde eine besondere Erziehungsbehörde (Erziehungsrat) eingesetzt und die Gründung einer eigenen Anstalt beschlossen, in welcher die Volksschullehrer gebildet und zu ihrem Berufe angeleitet werden sollten. Diese Anstalt wurde Seminar (Pflanzschule) genannt, und als erster Lehrer und Leiter derselben sollte ein Direktor angestellt werden. Was Wunder, daß die allgemeine Stimmung dahin ging, für diese Stelle sei niemand so geeignet wie der damals 30jährige Scherr, der nicht nur in der Blinden- und Taubstummenanstalt so vorzügliche Dienste geleistet, sondern auch bereits ein Lehrer von Lehrern geworden war und überdies in verschiedenen schriftstellerischen Arbeiten Beweise von seiner Tüchtigkeit und von einer unerschöpflichen Arbeitskraft

gegeben hatte! In der That wurde Scherr theils zum Mitglied des Erziehungsrates, theils zugleich zum Direktor des Lehrerseminars ernannt, das in Rüsnach am Zürchersee errichtet wurde.

Im Mai des Jahres 1832 wanderte Scherr von Zürich nach Rüsnach und begann mit 35 Zöglingen den Unterricht im Lehrerseminar. Hier verblieb er bis zum Jahr 1839 und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit, nicht nur in der Anstalt selber, sondern auch als Mitglied des Erziehungsrates, als Bearbeiter eines neuen Schulgesetzes, als Verfasser von Schulbüchern und andern Schriften, als Schulvisitator, als Redaktor einer pädagogischen Zeitschrift u. s. w. In diesen Stellungen zog er sich aber auch manche Reider und Gegner zu, die es ungerne sahen, daß ein „Fremder“, ein „Schwabe“ sich eines so großen Einflusses erfreue. Gegner aber wie Freunde mußten, wohl oder übel, zugestehen, daß unter Scherrs Anregung wirklich Erstaunliches zur Verbesserung des Schulwesens in kurzer Zeit zu stande kam. Auch im Volke erwachte vieler Orten eine neue Liebe und Begeisterung für die Bildung der Jugend. Die Schule, die unter unfähigen Lehrern so oft ein Ort der Qual für die Kinder gewesen, gewann ein ganz anderes Ansehen. Neue, schönere und besser eingerichtete Schulhäuser wurden gebaut und zweckmäßige Lehr- und Veranschaulichungsmittel eingeführt; eine naturgemähere Lehrmethode machte den Schülern das Lernen zur Freude und erzielte überraschende Erfolge; die Examentage wurden Freudentage für jung und alt; der Lehrer, früher oft verachtet oder gehaßt, errang sich mehr und mehr eine geachtete Lebensstellung und war bei den rechten Schülern nicht gefürchtet, sondern geliebt und geehrt. Im Jahre 1835 schrieb ein zürcherischer Geistliche, der später einer der heftigsten Gegner der neuen Schule wurde, einen Bericht, in dem er alte und neue Schulen mit einander verglich u. u. a. folgendes sagte:

„Tritt man aus einer Schule in die andere, so glaubt man sich oft in eine Entfernung von hundert Stunden oder Jahren versetzt. Während dort weinende Kinder zur Schule getrieben werden müssen, daselbst unter Vangerweile zum fehlervollen, sinnlosen Kopiren einiger Vorschriften, zum singenden, abhaspelnden Ablesen des Testaments, zu mechanischer Übung in den vier Spezies mit Not hineingezwungen werden: so blitzen uns hier von allen Seiten in gespannter Aufmerksamkeit leuchtende Augen entgegen; Mangel an Leben und Lernbegierde, früher das Gewöhnliche, ist jetzt die Ausnahme; verständiges Lesen und Erklären des Vorgetragenen; selbstverfertigte, recht ordentlich orthographische Aufsätze; auffallende Sicherheit im Lösen von Rechnungsaufgaben; dazu ein harmonischer Gesang; geographische Kenntniss des Vaterlandes, eine Lieblingsfache der Kinder; ziemlich ordentliche Bekanntschaft mit der Schweizergeschichte; der Lehrer selber mit Lust und Geschick einzig seinem

wichtigen Berufe lebend, von den Kindern innig geliebt, von der Gemeinde hoch geachtet und vermöge seiner Bildung den ersten in derselben gleich gestellt. Diesen blühenden Zustand unserer Schulen verdanken wir namentlich dem trefflichen Lehrerseminar in Rüsnach, der unermüdlischen Tätigkeit und der vorzüglichen Methode des Herrn Direktor Scherr."

Aber inzwischen zog sich am politischen Himmel des Kantons Zürich ein schweres Gewitter zusammen. Die „dreißiger“ Regierung hatte eine großartige Tätigkeit entfaltet, viele Verbesserungen eingeführt, manches umgestaltet, hier und da vielleicht das Bestehende auch zu wenig geschont oder für die Neuerungen den Bürgern zu große Opfer zugemutet. So zog sie sich denn viele Gegner zu, welche allmählig an einen Umsturz der staatlichen Ordnung dachten. Auch gegen die neue Schule und gegen den Schöpfer derselben, Seminardirektor Scherr, der auf Seite der Regierung stand, erhoben sich verschiedene Anklagen. Namentlich hieß es, daß der „Lehrmeister“ (Katechismus) aus den Schulen verschwunden sei, und so die Religion und die religiöse Bildung der Jugend vernachlässigt werde. Die Unzufriedenheit und Gährung steigerte sich von Tag zu Tag. Am 6. September 1839 zog ein Volkshaufen unter der Anführung eines Pfarrers in die Hauptstadt, und es erfolgte ein Kampf in den Straßen von Zürich. Die Regierung wurde auseinander gesprengt. Ein Komitee, aus Gegnern der bisherigen Behörden bestehend, ergriff das Staatsruder, und eine neue Ordnung der Dinge wurde eingeführt. Manche der frühern Schöpfungen wurden nun in Frage gestellt; auch gegen die neue Volksschule wurde ein schwerer Schlag geführt. Das Seminar wurde, wenigstens zum Schein, für kurze Zeit aufgehoben. Nur so war es möglich, den einflußreichen Seminardirektor seines Amtes zu entsetzen. Daß Scherr in dieser Eigenschaft auf Lebenszeit angestellt war, und daß nach der Verfassung niemand ohne richterliches Urteil seiner Stelle entsetzt werden durfte — das wurde im Sturm der Revolution nicht weiter gewürdigt. Da galt Gewalt mehr als Recht. Aber schon wenige Jahre später trat an die Stelle der Parteileidenenschaft beim Volke wieder ruhige Überlegung und Besonnenheit, und das Regiment derer, welche in den Septembertagen durch Bruch von Verfassung und Gesetzen zur Herrschaft gekommen, war von kurzer Dauer. Scherr hatte man allerdings für immer beseitigt; das Werk, das er geschaffen, konnte man aber nicht zerstören. Waren doch noch Hunderte seiner Schüler, die mit hoher Verehrung an ihm hingen und in seinem Geiste fortwirkten!

Nach seiner Entfernung vom Seminar begab sich Scherr für einige Jahre nach Winterthur, wo er eine Privaterziehungsanstalt leitete, und später gründete er ein Institut zu Emmishofen, Kanton Thurgau. Viele junge Leute wurden ihm zur Erziehung übergeben, und viele sahen es als ein Glück für ihr Leben an, einen Scherr zum Lehrer gehabt zu

haben. Insbesondere hatte er stets auch einzelne taubstumme oder sonst von der Natur stiefmütterlich bedachte Zöglinge, denen er eine väterliche Liebe und Sorgfalt angedeihen ließ, wie er denn auch noch in spätern Lebensjahren zur Gründung einer Taubstummenanstalt in St. Gallen wesentlich mitgewirkt hat!

Neben seiner praktischen Lehrtätigkeit arbeitete er namentlich als pädagogischer Schriftsteller. Zu seinen Schriften gehören insbesondere ein Lehrbuch der Pädagogik (Erziehungslehre), die verschiedenen Schulbüchlein, die wiederholt in neuen Bearbeitungen erschienen und u. a. in den Kantonen Zürich, Thurgau, St. Gallen, Glarus und Graubünden eingeführt wurden, dann der Bildungsfreund, ein republikanisches Lesebuch, der Schul- und Hausfreund, das pädagogische Bilderbuch u. v. a. Wiederholt beteiligte er sich an der Herausgabe von Schulzeitungen und führte immer eine gewandte, mitunter etwas scharfe Feder. Im Anfang der 50er Jahre wählte ihn der thurgauische Große Rat zum Präsidenten des Erziehungsrates, in welcher Stellung er eine Reihe von Jahren Hervorragendes leistete. Wiederholt wurde er auch später noch von den Behörden und der Lehrerschaft des Kantons Zürich in wichtigen Schulfragen zu Räte gezogen, und immer leistete er seine Dienste bereitwillig und in uneigennütziger Weise.

In den letzten Lebensjahren wurde Scherr auch öfter von Unwohlsein heimgesucht; doch blieb er von schwereren Krankheiten glücklich verschont, und es war ihm vergönnt, noch bis zum Tage vor seinem Tode tätig zu sein. Am 10. März 1870 machte ein Herzschlag unerwartet seinem Leben ein Ende. Auf dem Friedhof zu Tägerweilen wurde er zu seiner ewigen Ruhe bestattet. Zahlreiche Freunde und Verehrer, namentlich eine große Zahl ehemaliger Zöglinge aus dem Kanton Zürich, die in allen Stürmen und Wechselfällen des Lebens ihrem hochverehrten Lehrer eine unentwegte und rührende Anhänglichkeit und Dankbarkeit bewahrt hatten, standen an seinem Grabe. Einige Monate später wurde auf dem Grabeshügel ein Denkmal errichtet mit dem Brustbild des Verewigten und einer Inschrift, Scherrs eigenen Schriften entnommen:

„Ohne geistige Bildung weder echtes Christentum, noch wahre Freiheit; dies der bestimmende Gedanke in meinem Streben nach allgemeiner Volksbildung.“

49. Abraham Linkoln.

Der junge Abraham Linkoln konnte kaum ein Jahr lang eigentlichen Schulunterricht geniessen; bald musste er das tägliche Brot verdienen helfen und teilte bis in sein 19. Jahr das Los eines gewöhnlichen Tagelöhners. Dann aber drängte ihn

sein kräftiger Geist zu kühnern Unternehmungen; er fuhr mehrere Male in Verbindung mit einem Gesellschafter auf einem kleinen, selbstgebauten Boote den Ohio und Mississippi hinunter nach New-Orleans, um hier verschiedene Handelswaren abzusetzen. Doch war hiebei wenig zu verdienen, und die Lage der Familie wurde nicht gebessert. Noch zweimal wechselte sie ihren Wohnsitz und liess sich zuletzt in Illinois nieder, das die zweite Heimat Linkolns geworden ist.

Als 1831 der Vater starb, befanden sich die Hinterlassenen in ärmlichen Verhältnissen. Nun unternahm Abraham mit seinem Stiefbruder abermals eine Handelsfahrt nach New-Orleans und diesmal mit günstigem Erfolg; nachdem er sich hiebei als geschäftskundigen Mann bewährt hatte, erhielt er eine Stelle als Buchhalter und Korrespondent in New-Salem mit 15 Dollars monatlichem Gehalt.

Allein diese Stelle behagte ihm nicht lange; in kurzem vertauschte er seine friedliche Beschäftigung mit dem Kriegsleben und kämpfte als Offizier eines Freikorps gegen die Indianer. Nachher finden wir ihn als Chef eines Postbureau; auch wendet er sich wiederholt der kaufmännischen Laufbahn zu. Als ihm jedoch seine Geschäfte nicht glücken wollten, bereitete er sich vor, Advokat zu werden.

Da hiess es freilich: noch wacker gearbeitet! Aber Linkoln scheute keine Mühe; in den Stunden, die ihm die Arbeit ums tägliche Brot übrig liess, studirte er eifrig die Rechtswissenschaft. Durch seine unermüdliche Tätigkeit und seinen scharfen Verstand zog er die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich und wurde 1834 in den gesetzgebenden Rat des Staates Illinois gewählt. Zwei Jahre später trat er zum ersten Mal als Advokat auf und erwarb sich rasch grossen Ruf. Der neue Beruf führte ihn erst recht in die Politik ein; mit Eifer beteiligte er sich bald an dem grossen Kampfe zur Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. 1846 wurde Linkoln zum Mitgliede des Repräsentantenhauses der Union gewählt und tat sich als solches namentlich dadurch hervor, dass er sich mit aller Energie der weitem Ausbreitung der Sklaverei widersetzte und die Gegner derselben zu einer festen republikanischen Partei vereinigte. Diese und die Freunde der Sklaverei schieden sich immer schroffer; die Präsidentenwahl von 1860 sollte über den Sieg der einen oder andern Partei entscheiden. Da schien nun Linkoln den Republikanern die geeignete Persönlichkeit für die zu besetzende Stelle; sein Ansehen war in den nördlichen Staaten schon längst fest begründet; das Volk verehrte in ihm einen Mann, der mit Talent

und Tatkraft sich durch tausend Hindernisse seinen Weg gebahnt hatte und alles, was er war, durch sich selbst war, mit einem Worte, einen „selbstgemachten Mann“; seine Redlichkeit bürgte dafür, dass er den Ideen der Freiheit nicht untreu werde, und seine Energie liess hoffen, dass er das begonnene Werk kräftig durchführen würde. So wurde er den 4. November 1860 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem höchsten und wichtigsten Amte des Landes, gewählt.

Mit dieser grossen Wahl hatte die Mehrheit des Volkes das Verdammungsurteil über die Sklaverei ausgesprochen, und die Republikaner das Übergewicht in der Regierung erlangt. Da sagten sich die sklavenhaltenden Staaten in sonderbündlerischer Weise von dem gemeinsamen Vaterlande der Union los. Linkoln, der „Friedensstifter“, liess nichts unversucht, um eine Versöhnung zu erzielen; denn über alles ging ihm die Einigkeit und Grösse seines freien Vaterlandes. Als aber die südlichen Staaten bei der Trennung verharrten, ja von sich aus zum Angriff auf die Bruderstaaten schritten, ergriff auch er die kräftigsten Massregeln, um den Abfall, den Verrat zu züchtigen, und wurde dabei vom Kongress und von der Bevölkerung im Norden und Westen kräftig unterstützt. Man glaubte, bald mit den Rebellen fertig zu sein; allein der schreckliche Krieg dauerte über vier Jahre. Oft war die Stimmung im Norden eine sehr erregte; die Regierung wurde vielfach mit Klagen bestürmt und sah sich mehrmals genötigt, die obersten Offiziers- und Beamtenstellen anders zu besetzen. Da bedurfte es aller Festigkeit eines tüchtigen Charakters, um das Vertrauen auf den endlichen Sieg nicht zu verlieren und den Vermittlungs- und Teilungsvorschlägen nicht nachzugeben.

In dieser Lage zeigte sich die Grösse Linkolns. Keinen Augenblick gab er den Gedanken der Einheit der Union auf, wies alle fremde Einmischung ab und holte im September 1862 zu dem entscheidenden Schlage aus, dass er erklärte, vom 1. Januar 1863 an sollten die Sklaven in den rebellischen Staaten des Bundes frei sein. Die Neger, soweit sie sich der Gewalt der Sklavenhalter entziehen konnten, zeigten sich der Freiheit würdig; sie besuchten die für sie neu errichteten Schulen; auch liessen sie sich in die Unionstruppen einreihen oder bildeten eigene Regimenter. In verschiedenen grossen Schlachten unterlagen die Südstaaten, waren aber dennoch zu keiner Unterwerfung bereit, bis endlich im Frühling 1865 ihr Kriegsheer völlig überwunden wurde, und die Republikaner siegreich in die sonderbündische Hauptstadt des Südens (Richmond) einzogen.

Mit seiner angeborenen Bescheidenheit und Offenheit empfing Linkoln die Besiegten. Man durfte hoffen, dass es ihm gelingen würde, die Parteien zu versöhnen. Allein als er eben daran war, die Früchte seiner Arbeit und Tugend zu ernten, da erreichte ihn plötzlich der Tod durch Meuchlerhand. Ein Schauspieler, Wilkes Booth, ermordete ihn am 10. April 1865 im Theater zu Washington. Die Tat war aus einer Verschwörung hervorgegangen, welche sich gegen das Leben des Führers der Union gerichtet hatte. So fiel der grosse Mann frevelhafter Parteilidenschaft zum Opfer. Tiefer Schmerz und unnennbarer Abscheu durchzuckten Amerika und Europa bei der Todesnachricht; allein das Werk, an dem Linkoln gearbeitet hatte, überdauerte sein Leben. Die Südstaaten wurden alle zum Wiedereintritt in die Union gezwungen; die Sklaverei blieb abgeschafft; neugestärkt ging der wiedergeeinigte Staat einer grossen Zukunft entgegen, und so oft sich die Schwarzen an ihre Freilassung und die Menschenfreunde überhaupt an die Rettung der Menschenwürde erinnern, werden sie auch des Präsidenten Abraham Linkoln gedenken.

Der Eintritt in den Bundespalast hatte Linkolns Lebensweise nicht zu ändern vermocht. Die Tageszeit war genau bemessen; die Stunden für den Empfang von Besuchen, diejenigen für die Arbeiten in Staatsgeschäften, die Stunden für die Lektüre und die Erholung waren zum voraus bestimmt. Die erste Stunde jedes Tages wurde der Morgenandacht und dem Lesen der Bibel gewidmet. Obschon er die Macht eines konstitutionellen Königs besass, blieb er stets der einfache, bescheidene Mann, der er als Arbeiter gewesen.

50. General Dufour.

Die Vorfahren Dufours waren im Zeitalter der Reformation aus Frankreich nach Genf eingewandert. Bei den politischen Wirren, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts diese Stadt beunruhigten, sah sich sein Vater veranlasst, auch von da wegzuziehen, um mit andern ausgewanderten Genfern eine Zuflucht am Bodensee zu suchen. So kam es, dass Wilhelm Heinrich Dufour, der spätere General, (am 15. September 1787) in Konstanz geboren wurde. Als jedoch nach zwei Jahren in Genf eine neue Staatsumwälzung erfolgte, kehrte die Familie wieder in diese ihre frühere Heimat zurück.

Der Knabe war sehr treuherzig und folgsam, äusserst lebhaft und gescheit. In der Schule kam ihm freilich nicht alles leicht

vor. Zur Erlernung der Sprachen und fürs Rechnen schien er weder grosse Lust noch Begabung zu besitzen. Dagegen machte ihm das Zeichnen viele Freude und gerne beschäftigte er sich mit allerlei Arbeiten der Hand, besonders wenn es galt, irgend einen wohl ausgedachten Plan zu verwirklichen. So verfertigte er Papierdrachen, Luftballons und auch ein kleines Fahrzeug. Früh härtete er seinen Körper ab, und Entbehrungen und Strapazen ertrug er mit Leichtigkeit.

Als die Zeit herankam, da er sich für einen bestimmten Lebensberuf entscheiden sollte, wollte er sich der menschenfreundlichen Aufgabe eines Wundarztes widmen. Er verbrachte ein Jahr lang im Militärspital, wo er die Verwundeten pflegte und naturwissenschaftlichen Studien oblag. Als er aber hörte, dass in Paris eine polytechnische Schule existire, wo man im Kartenzeichnen, im Strassen-, Brücken- und Schiffsbau und in andern für Militär- und Staatsbeamte wichtigen Fächern Unterricht erteile, da zog es ihn mächtig nach einer solchen Bildungsstätte, und die Eltern gaben ihre Einwilligung, wenn es ihnen auch nicht leicht fiel. Da die Aufnahme in diese polytechnische Schule von einer strengen Prüfung abhing, suchte Dufour mit allem Eifer sich darauf vorzubereiten, und er machte bald die überraschendsten Fortschritte auch in der Mathematik und auf andern Gebieten, die ihm einst in der Schule unverständlich geblieben waren. So wurde ihm der Eintritt in die Anstalt bewilligt.

Im Jahre 1807, also im zwanzigsten Lebensjahre, zog Dufour zu seiner weitem Ausbildung nach Paris. Nach seiner Vorbildung nahm er anfänglich einen der letzten Plätze ein. Aber durch seinen Lerneifer, durch Dienstfertigkeit und bescheidenes Benehmen erwarb er sich rasch die Liebe seiner Lehrer und Mitschüler. Bald war er einer der vordersten. Und als 1809 ein Befehl vom Kaiser Napoleon kam, dass die fünf Ersten nach der griechischen Insel Korfu zu senden seien, wo die Engländer die Franzosen zu schädigen suchten, da war unter denselben auch unser Dufour. Und so finden wir ihn einige Jahre auf Korfu, wo er bald vom Lieutenant zum Kapitän befördert wurde. Es fehlte da nicht an Entbehrungen und gefährvollen Lagen, und einmal wurde er bei einem Überfall durch die Engländer schwer verwundet; aber überall zeigte er sich mutig, unerschrocken, pflichtgetreu und standhaft. Überall benützte er die Gelegenheit, etwas Neues zu lernen und durch tüchtige Leistungen sich andern nützlich zu machen. In freien Stunden zeichnete er in grossem Massstabe einen Plan der Festung Korfu, der in Paris grosse Anerkennung fand; auch beschäftigte er sich mit schriftstellerischen

Arbeiten, was beim Mangel an literarischen Hilfsmitteln besondere Schwierigkeiten hatte.

Inzwischen war Napoleon nach Russland gezogen, bei Leipzig aufs Haupt geschlagen und nach der Insel Elba verbannt worden. Auch die Besatzung von Korfu kehrte nun nach Frankreich zurück. Während der Regierung der „hundert Tage“ wurde Dufour eine wichtige Aufgabe bei der Befestigung von Lyon übertragen; aber nach der Schlacht von Waterloo wurde er wegen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser Napoleon mehrfach zurückgesetzt. Zum Glück für die Schweiz! War dieser Umstand auch nicht der einzige Beweggrund, so mochte er doch zu dem Entschlusse beitragen, dass Dufour aus Frankreich wieder nach Genf zurückkehrte, das inzwischen als zweiundzwanzigster Kanton in den Schweizerbund getreten war. Von da an widmete Dufour seine Dienste dem heimatlichen Kanton und dem schweizerischen Vaterlande.

In Genf wurde Dufour 1817 zum Kommandanten des Geniekorps und zum Kantonsingenieur ernannt, in welcher Stellung ihm die Vermessung des Katasters und die Erstellung einer Kantonskarte oblag. Zugleich wurde ihm die Professur der Mathematik übertragen. Vieles tat er zur Verschönerung der Stadt: die in Verfall geratenen, für die Kriegsführung wertlos gewordenen Festungswerke wurden in öffentliche Anlagen umgewandelt, ein botanischer Garten erstellt, der Hafen verbessert und verschönert, die Dampfschiffahrt und die Gasbeleuchtung eingeführt, die erste Drahtbrücke in der Schweiz erstellt u. s. w.

Aber nicht nur im Heimatkanton entfaltete er eine segensreiche Tätigkeit für das öffentliche Wohl; auch die Eidgenossenschaft wusste bald seine gediegenen Kenntnisse und seine praktische Tüchtigkeit zu verwerten. Schon im Jahre 1817 trat er in den eidgenössischen Generalstab ein. In dieser Stellung wirkte er für die Errichtung der Militärschule in Thun, der er eine Reihe von Jahren als Oberinstruktor vorstand. Da war er auch der Lehrer des Prinzen Louis Napoleon, des spätern Kaisers der Franzosen. Zum eidgenössischen Obersten ernannt, veranstaltete Dufour im Jahre 1827 in Thun den ersten Truppenzusammenzug; auch wusste er es mit Beharrlichkeit durchzusetzen, dass die eidgenössische Fahne als einheitliches Armeezeichen an die Stelle der verschiedenen Kantonsfahnen trat. Zu verschiedenen Malen, wie bei den Streitigkeiten, die zur Trennung von Baselstadt und Baselland führten, und bei den Unruhen im Kanton Neuenburg wurden ihm wichtige eidgenössische Missionen übertragen, die er stets mit grosser Umsicht und glücklichem Erfolg auszuführen ver-

stand. Und als im Jahr 1838 der Schweiz von Frankreich ein Krieg drohte, weil sie die Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon, der das schweizerische Bürgerrecht besass, verweigerte, da war es Dufour, der durch ein taktvolles, patriotisches Schreiben an seinen frühern Zögling wesentlich dazu beitrug, dass dieser freiwillig das Land verliess und so die Kriegsgefahr von der Eidgenossenschaft abgewendet wurde.

Inzwischen kamen die vierziger Jahre, die in der Schweiz grosse Aufregung und Uneinigkeit mit sich brachten. Die Aufhebung der Klöster im Aargau, die Berufung der Jesuiten nach Luzern, die Freischarenzüge führten Zustände herbei, die auf die Dauer nicht bestehen konnten, ohne das Vaterland in die grössten Gefahren zu stürzen. Die sieben Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis schlossen unter sich einen Sonderbund, der sich mit dem allgemein eidgenössischen Bunde nicht vertrug. Die Tagsatzung verlangte die Auflösung dieses Sonderbundes. Da die Glieder desselben nicht Folge leisteten, kam es zum Kriege, dem sogenannten Sonderbundskriege. Dufour, obgleich in politischen Dingen mehr einer konservativen Richtung huldigend, wurde von der Tagsatzung zum Obergeneral ernannt, da er wegen seiner militärischen Tüchtigkeit und seines ehrenhaften, edlen Charakters allgemeines Zutrauen genoss. Er hat auch dieses Vertrauen im höchsten Grade gerechtfertigt.

Wenn es gelungen ist, den Sonderbundskrieg in kurzer Zeit und ohne viel Blutvergiessen glücklich zu Ende zu führen, so ist das vor allem Dufours Verdienst. Er vergass nie, dass die Feinde Mitbürger und nur irgeleitete Söhne des gemeinsamen Vaterlandes waren. Er traf Vorkehrungen, dass Greuelthaten, wie sie sonst der Krieg mit sich bringt, möglichst verhütet, dass Frauen, Kinder, Greise geschont, Gefangene milde behandelt würden, und dass der Krieg nicht den Charakter eines Religionskrieges annehme, den man von gewisser Seite ihm aufzudrücken bemüht war. Seine Instruktion an die Divisionskommandanten und seine Tagesbefehle an die Truppen wussten mit den Forderungen strenger Pflichterfüllung den Geist christlicher Milde und edler Menschlichkeit in Einklang zu bringen.

Den ersten Angriff machte er auf Freiburg. Fast ohne dass die Einwohner dessen recht gewahr wurden, führte er in kurzer Zeit eine grosse Zahl von Truppen herbei und schloss die Stadt ein. Dann liess er sie zur Übergabe auffordern. Bewaffneter Widerstand hätte als sinnlose Tollkühnheit erscheinen und zu einem entsetzlichen Blutbade führen müssen. Dufour war es nicht um blutigen Schlachtenrum zu tun, sondern nur

um Erreichung des Zweckes, der ihm vorgesetzt war. Und er hatte die Genugtuung, dass nach einem kurzen Waffenstillstand, den er gewährte, Freiburg fast ohne Blutvergiessen übergeben wurde. Die Kunde davon erfüllte allerorten die eidgenössischen Truppen mit Mut und froher Zuversicht. Auf die andern Sonderbundskantone musste sie dagegen einen sehr entmutigenden Eindruck machen. So kam es, dass Zug den Angriff gar nicht abwartete, sondern aus freien Stücken seine Unterwerfung anbot.

Inzwischen sollte ein Hauptschlag gegen Luzern geführt werden. Da wurde es dem eidgenössischen Heere nicht so leicht gemacht wie in Freiburg und Zug. Hier sollte eine Schlacht entscheiden. Auch die Truppen des Sonderbunds kämpften mit aner kennenswerter Tapferkeit und Ausdauer, zum Teil mit grosser Erbitterung; zudem hatten sie die günstigeren Stellungen und genauere Kenntnis des Terrains. Am 23. November 1847 wurde von morgens 9 Uhr bis gegen Abend bei Gislikon und bei Meyerskappel von beiden Seiten mit Aufbietung aller Kraft gekämpft. Nach heisser Anstrengung war schliesslich der Sieg des eidgenössischen Heeres entschieden. Nun ergriffen die Regierung von Luzern und der am Kopfe verwundete Oberanführer der Sonderbundstruppen die Flucht; die Sieger hielten ihren Einzug in der Hauptstadt am Vierwaldstättersee; auch in den Urkantonen konnte von ernsterer Fortsetzung des Kampfes nicht mehr die Rede sein, und ebenso musste sich Wallis zur Kapitulation entschliessen.

Die Hauptgefahr im Sonderbundskrieg lag nicht in der Befürchtung, dass die sieben Sonderbundskantone über die andern Kantone obsiegen könnten; aber wenn sich der Krieg in die Länge ziehen sollte, oder wenn Berichte über arge Misshandlungen und Greuel gegenüber der Minderheit laut geworden wären, so war zu befürchten, dass das Ausland, dem die freisinnigen Bestrebungen der Mehrheit schon lange ein Dorn im Auge waren, die Schweiz mit Krieg überziehen könnte, und darauf hatte ein Teil der Führer in den Sonderbundskantonen gehofft. Nun war seit der Kriegserklärung noch kein ganzer Monat verstrichen, und schon war der Feldzug beendet. Damit war den fremden Staaten jeder Vorwand zu einer bewaffneten Intervention entzogen. Selbst das Ausland war durch diesen Ausgang überrascht und konnte einer so umsichtigen und zugleich humanen Kriegsführung eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Alle Soldaten und Offiziere und alle Behörden hatten je nach Stellung und Verhältnissen redlich zu dem glücklichen Ergebnis beigetragen; das Hauptverdienst aber hatte sich der Oberanführer

der eidgenössischen Truppen, General Dufour, durch seine einsichtigen und festen Anordnungen erworben. Die Tagsatzung sprach ihm in würdiger Weise den Dank des Vaterlandes aus, und nicht nur die Sieger, sondern selbst viele der Besiegten zollten ihm Anerkennung und hohe Verehrung.

Nach dem Kriegsrecht sollten die Sonderbundskantone erhebliche Summen an die Kriegskosten bezahlen. Ein Teil wurde entrichtet. Das Ganze aufzubringen, schien namentlich für die ärmern Bergkantone eine fast unerschwingliche Last. Was geschah? Von Genf aus wurde eine Nationalsubskription in Anregung gebracht. In den andern Kantonen wurden freiwillige Beiträge gesammelt als milde Beisteuer an die Kriegskosten zu Gunsten der Besiegten, und die Bundesversammlung erliess ihnen den Rest. Man wollte, dass der alte Groll in Vergessenheit komme, und alle sich wieder als eidgenössische Mitbrüder fühlen könnten. Auch zu diesem Liebeswerk hat der edle Feldherr treulich mitgewirkt. Und als nach dem sogenannten Neuenburgerhandel 1856 auf 1857 von Preussen ein Krieg drohte, und Dufour abermals zum General ernannt worden war, da traf man die, welche vor neun Jahren sich feindlich gegenüber gestanden, in der gleichen Armee und unter der nämlichen Oberleitung als treue Kampfgenossen Hand in Hand. Diese einheitliche Gesinnung in allen Gauen des Vaterlandes und die Entschlossenheit, die alle Bürger beseelte, hat wohl das Meiste dazu beigetragen, dass die drohende Gefahr ohne Schwertstreich abgewendet wurde. Überdies sind die freundlichen Beziehungen, in welchen Dufour zu Louis Napoleon, dem damaligen Kaiser von Frankreich, stand, auch dem gesamten Schweizerlande zu gut gekommen.

Aber Dufour war nicht bloss Krieger und Feldherr. Auch in Werken des Friedens war er gross, immer bereit zu gemeinnützigen Unternehmungen, zur Förderung eines reellen Fortschrittes. Nur in Kürze sei erwähnt, wie er an der Sammlung von Liebesgaben nach dem Brande von Glarus und für die Überschwemmten im Wallis lebhaften Anteil nahm, wie er für Erleichterung des Loses der im Kriege Verwundeten einstand und zur Gründung der „Genfer Konvention für Neutralisirung der Spitäler und ihrer Angestellten in Kriegszeiten“ durch sein gewichtiges Wort wohl am meisten beitrug. Für den Gedanken, dass die Schweiz bei europäischen Kriegen ihre Neutralität zu wahren und nötigenfalls mit Gut und Blut zu verteidigen habe, wirkte er bis zum letzten Atemzug. Und als eine ganz hervorragende wissenschaftliche Leistung ist die Dufourkarte der Schweiz zu nennen, an der er über dreissig Jahre mit unermüdlicher

Geduld und Hingebung gearbeitet hat. In Anerkennung der bezüglichen Verdienste hat man die höchste Spitze der Schweizeralpen in der Monte-Rosa-Gruppe den Pik Dufour oder die Dufourspitze genannt.

Dufour starb am 14. Juli 1875 im 88. Lebensjahre. Vierzehn Tage vorher hatte er zum letzten Male die Feder geführt zur Unterzeichnung eines Hilferufes für die Überschwemmten in Südfrankreich. Bis zu den letzten Tagen wollte er das Bett nicht hüten und offenbarte eine bewunderungswürdige Macht des Geistes über den hinfalligen Körper. Die Trauer über seinen Tod war eine allgemeine. Bei seinem Leichenbegängnisse beteiligten sich die höchsten bürgerlichen und Militär-Beamten aus allen Gauen des Schweizerlandes und eine unabsehbare Menge von Menschen aus den verschiedensten Kreisen. In Genf wurde zu seinem Andenken ein Denkmal errichtet; noch ein schöneres hat er sich selbst gestiftet in den Herzen aller vaterlandsliebenden Bürger.

51. Oswald Heer.

Manche in der Geschichte hervorragende Männer haben sich ausgezeichnet auf den Schlachtfeldern und ihrem Volk zu Siegen verholfen, andere in der Stellung eines Staatsmannes und Beamten ihrem Lande grosse Dienste geleistet, noch andere für Jugend- und Volksbildung gewirkt, sich an die Spitze gemeinnütziger Unternehmungen gestellt, in der Technik und Industrie einer wichtigen Erfindung und Verbesserung Eingang verschafft oder in irgend einer Kunst sich einen berühmten Namen erworben. Werfen wir einmal einen Blick in das Leben eines Mannes, der still und geräuschlos, aber doch mit bewunderungswürdiger Hingebung und Ausdauer sich auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorgetan. Ein solcher Mann war Professor Oswald Heer in Zürich.

Oswald Heer wurde im Jahre 1809 zu Niederutzwyl im Toggenburg geboren, verlebte aber seine Jugendjahre grösstenteils zu Matt, im glarnerischen Kleintal, wo sein Vater Pfarrer war und auch selber den Unterricht des Knaben leitete und bis zum Bezug einer Hochschule fortführte. Wenn der Unterricht in den alten Sprachen und in der Mathematik dem jungen Studirenden nicht immer leicht fiel, so lernte er dagegen aus freien Stücken und aus innerm Antrieb auch manches, das von ihm nicht verlangt wurde. Frühe zeigte er ein grosses Interesse für alles, was die Natur dem Auge darbot, insbesondere für die verschiedenartigen Tiere; und als er den schweizerischen Robinson

in die Hand bekam, beschäftigte derselbe die Einbildungskraft des Knaben Tag und Nacht, und Elstern, Falken, Murmeltiere und Füchse wurden gefangen und zu zähmen gesucht. Die Haustiere nahmen nicht weniger seine Aufmerksamkeit in Anspruch; die Ziegen pflegte er lange jeden Morgen vor 5 Uhr selber zu melken, und den Bienen konnte er Stunden lang bei ihrer Arbeit und ihrer bewunderungswürdigen gesellschaftlichen Ordnung zusehen. Auch die Käfer, die Schmetterlinge und Raupen interessirten den lernbegierigen Knaben gar sehr, und er bedauerte nur, keine Hilfsmittel zu besitzen, um mehr von dem Leben und Treiben dieser merkwürdigen Geschöpfe zu erfahren. Wie gross war daher seine Freude, als er von einem angesehenen Herrn in Glarus, der eine kleine Naturaliensammlung besass, ein Insektenbuch geliehen bekam, das seine Wissbegierde in manchen Beziehungen zu befriedigen schien. Der Entschluss zu einer grossen Arbeit war nun bald gefasst: das wertvolle Buch wurde in drei grossen Heften abgeschrieben und diese noch mit manchen erläuternden Zeichnungen versehen, in deren Anfertigung Heer eine grosse Gewandtheit besass. Begreiflich wurden nun auch Sammlungen von Käfern, Schmetterlingen und andern Insekten angelegt. Erst etwas später erwachte in ihm ein gleiches Interesse für die Pflanzen- wie für die Tierwelt, und bald besass er ein selbst angelegtes Herbarium (Pflanzensammlung) namentlich auch mit interessanten und selteneren Alpenpflanzen. Noch ehe er die Universität bezog, zählte er schon mehrere hervorragende Männer, Kenner und Freunde der Natur, wie z. B. Dr. Hegetschweiler, den Bearbeiter einer schweizerischen Flora, zu seinen nähern Bekannten, und es wurde sein Name bereits in weiteren Kreisen mit Anerkennung genannt.

Aber über den Beschäftigungen mit den Gegenständen der Natur, zu denen ihn eine unbezwingliche Neigung hinzog, wurden auch die ernstern Studien nicht vernachlässigt, und tüchtig vorgebildet, begab er sich im Alter von 19 Jahren auf die Hochschule nach Halle, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Nicht nur der Vater, sondern auch andere Glieder der Familie hatten sich dem Pfarramt gewidmet, und auch Oswald Heer hoffte, in einer solchen Lebensstellung einst in einer Gemeinde viel Gutes stiften zu können; aber seine Vorliebe für die Naturwissenschaften war so gross, dass er entschlossen war, neben der zunächst liegenden Berufsarbeit auch die naturkundlichen Studien und Beobachtungen fortzusetzen. So hat er denn in Halle jede Gelegenheit benützt, auch in dieser Richtung weiter zu kommen, seine reichen Naturaliensammlungen zu vermehren und mit hervor-

ragenden Gelehrten und Naturforschern in nähere Beziehung zu treten.

Heer bestand nach beendigten Studien mit Ehren die theologische Prüfung; aber seine stets etwas schwächliche Gesundheit liess die Übernahme einer Pfarrei, die ihm in seinem heimatlichen Kanton Glarus angeboten wurde, nicht ratsam erscheinen. Ein glückliches Geschick fügte es dann, dass er in Zürich bei einem reichen Privatmann, der eine sehr reichhaltige Naturaliensammlung besass, eine Stellung erhielt, die es ihm ermöglichte, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu verwerten und täglich zu vertiefen und zu erweitern. Und bald erfreute er sich bei seiner nie ermüdenden Arbeitslust und seinem bescheidenen und gediegenen Wesen eines solchen Rufes, dass er an der neu gegründeten Hochschule zu Zürich 1834 als Privatdozent und schon im folgenden Jahre als ausserordentlicher Professor der Botanik (Pflanzenkunde) und Entomologie (Lehre von den Insekten) Anstellung fand.

48 Jahre lang, bis 1882, hat O. Heer mit Auszeichnung an der Universität in Zürich und später auch am Polytechnikum als Lehrer gewirkt. Aber er hat daneben als Forscher und Schriftsteller noch grössere Leistungen erzielt. Mit besonderer Vorliebe suchte er aus Versteinerungen Aufschlüsse zu gewinnen über die Tier- und Pflanzenwelt längst vergangener Zeiten. Ein Zeugnis dafür bietet u. a. seine gelehrte Schrift über die Urwelt der Schweiz. Wiederholt hat er mit Erfolg Preisaufgaben ausländischer gelehrter Gesellschaften gelöst und wichtige Aufträge ausgeführt, die das Zutrauen in seine Gelehrsamkeit ihm zugezogen. Er war Ehrendoktor der Universitäten Basel und Wien, korrespondirendes Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Paris, München, Brüssel, Stockholm, Petersburg, Budapest, Ehrenmitglied der amerikanischen Akademien in Philadelphia, Boston und New-York, des Victoria-Instituts in London und einer grossen Zahl anderer in- und ausländischer naturforschenden und landwirtschaftlichen Gesellschaften. Wiederholt erhielt er Preise und Medaillen von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften, von London, Stockholm u. s. w. Hohe Auszeichnungen wurden ihm zu teil vom König von Schweden, vom Grossherzog von Baden, vom König von Dänemark und von Portugal. Auf Spitzbergen existirt ein „Kap Heer“, an der Ostküste von Grönland ein „Kap Oswald Heer“, ihm zu Ehren so genannt.

Heer war von schwächlicher Konstitution und häufig von Krankheiten heimgesucht. Manchmal hielt er seine Vorlesungen vom Bett aus, indem die Studenten in einem anstossenden Zimmer

seiner Wohnung versammelt waren. Zur Herstellung seiner sehr angegriffenen Gesundheit machte er 1850/51 einen längeren Aufenthalt auf der Insel Madeira. Andere Reisen führten ihn nach Wien, Italien und England. Überall wusste er seine Kenntnisse zu bereichern und auch andern wertvolle Dienste zu leisten. Es ist ganz erstaunlich, wie viel ihm bei seinem Gesundheitszustand durch seine Ausdauer und Arbeitskraft gelungen ist. Seine Krankheit und andere Heimsuchungen, die auch ihm nicht erspart blieben, hat er mit grosser Geduld ertragen. Als seine Tochter einmal jammerte, dass er so viel zu leiden habe, erwiderte er tröstend und zurechtweisend: „Gott hat mir in meinem Leben so viel Gutes erwiesen, dass ich nicht klagen soll, wenn ich nun auch Schweres zu tragen habe.“ Durch seine naturwissenschaftlichen Studien ist er in seiner religiösen Weltanschauung überhaupt nicht gestört, sondern nur befestigt worden. Auch die Natur galt ihm als eine Offenbarung des himmlischen Vaters, oder wie schon ein alter Weiser gesagt, als ein Brief der Gottheit.

An der schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883 nahm Heer noch regen Anteil. Dann aber brach seine Kraft rasch zusammen, und im September des nämlichen Jahres ereilte ihn der Tod. Sein Name aber wird noch lange in den weitesten Kreisen fortleben und überall, wo man die Wissenschaften ehrt, mit Hochachtung genannt werden.

52. Nikolaus Riggensch.

Wie ein heller Kopf mit Strebbarkeit und fester Willenskraft selbst unter schwierigen Verhältnissen es zu einem erfreulichen Ziele bringen kann, das zeigt uns der Erfinder des Zahnradsystems für Berg-Eisenbahnen, Nikolaus Riggensch aus Basel.

Derjelbe wurde im Jahre 1817 zu Gebweiler im Elfaß geboren, wo sein Vater eine Rübenzuckerraffinerie betrieb, die ihm ein bedeutendes Vermögen verschaffte. Als aber mit der Niederlage Napoleons bei Waterloo die von diesem angeordnete Kontinental Sperre aufgehoben wurde, konnte der Rübenzucker die Konkurrenz mit dem aus den Kolonien wieder eingeführten Zucker nicht aushalten. Die Vorräte mußten mit großem Verluste veräußert und das Geschäft aufgegeben werden. Als nun noch der Vater, von Kummer und Sorgen schwer gebeugt, plötzlich starb, sah sich die Mutter, die bisher in glänzenden Verhältnissen gelebt hatte, mit acht unerzogenen Kindern auf einmal in bedrängten Umständen.

Nikolaus, der älteste Sohn, kam nun in seine Vaterstadt Basel

zurück, wo er die Schulen besuchte, aber an den alten Sprachen wenig Freude fand. Er sollte dann in ein Tuchgeschäft als Lehrling eintreten; aber bald hieß es, daß er dafür zu ungeschickt sei. Auch in einer Bandfabrik, wo er die Handlung erlernen sollte, gefiel es ihm in der Schreibstube nicht recht; lieber trieb er sich in den Fabrikräumen herum, wo die vielen Maschinen ihn ungemein anzogen. Auf einmal stand es fest vor seiner Seele, er wolle Mechaniker werden. Die Mutter war damit freilich nicht einverstanden, und so mußte er, als er seinen Willen doch durchsetzen wollte, das Lehrgeld selber abverdienen und sich u. a. bequemen, jeden Tag die Werkstätte aufzuräumen und zu reinigen.

Nach beendigter Lehrzeit begab sich Riggerbach auf die Wanderschaft, meist zu Fuß und das Ränzlein auf dem Rücken, zunächst nach Lyon. Hier fand er Arbeit in einer Präzisionswerkstätte, wo er Gelegenheit hatte, sich in seinem Berufe zu vervollkommen, und wo er mit einem ebenfalls strebsamen und soliden jungen Landsmann Freundschaft schloß, die für beide sich als sehr wohlthätig erwies. Dann aber wollte er Paris sehen, um noch mehr zu lernen. Glücklicherweise kam er auch da mit jungen Leuten zusammen, welche bestrebt waren, sich weiter zu bilden. Ihrer vier führten einen gemeinsamen Haushalt und förderten sich gegenseitig in gemeinschaftlichem Studium. Sie besuchten am Abend nach der Tagesarbeit öffentliche Vorlesungen, übten sich im Rechnen, Zeichnen und andern schriftlichen Arbeiten, ja sie nahmen bei einem Studenten der Ingenieurschule Privatunterricht in Mechanik, Physik und Mathematik und machten in kurzer Zeit schöne Fortschritte, weil sie wußten, was sie wollten, und solche Arbeit ihnen eine Freude war.

In Paris sah Riggerbach am Ende der dreißiger Jahre den ersten Eisenbahnzug. Der Anblick der Lokomotive machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er den Vorsatz faßte, sich dem Eisenbahnfache zu widmen, dem nach seiner Meinung eine große Zukunft in Aussicht stand. Bald bot sich Gelegenheit, diesem Ziele näher zu kommen. Er wurde mit zwei Pariserfreunden als Arbeiter für eine bedeutende Maschinenfabrik in Karlsruhe engagirt, und da hat Riggerbach eigenhändig die feineren Arbeiten für die erste Lokomotive ausgeführt, welche für Deutschland in Deutschland selber gebaut wurde. In der Folgezeit hat er dann sehr oft bei der Erstellung von Lokomotiven mitgeholfen, auch der ersten, welche für die Schweiz bestimmt waren.

Neben der Handarbeit wurde aber auch das weitere Studium nicht vernachlässigt. In Karlsruhe kam Riggerbach mit verschiedenen Professoren des Polytechnikums in Berührung, von denen er manche wertvolle Belehrungen erhielt. Auch machte er sich da noch an die Erlernung der englischen Sprache, deren Kenntniß ihm später sehr wohl zu statten kam. Mit Recht sagt er darum in den „Erinnerungen eines

alten Mechanikers“: Junge Leute, welche Gelegenheit haben, etwas zu lernen, sollten nie fragen: „Was kann mir das nützen?“ und am allerwenigsten denken, sie wüßten schon genug, vielmehr sollten sie jeden gebotenen Anlaß zu weiterer Ausbildung mit Freuden ergreifen; die Zeit wird nicht ausbleiben, da man die Früchte solcher Ausfaat einsammeln kann.

Mit einer kürzern Unterbrechung blieb Riggerbach über zehn Jahre in der erwähnten Fabrik in Karlsruhe tätig, und weil seine Leistungen in hohem Maße befriedigten, stieg er in der Achtung derer, die ihn näher kannten, und verbesserte sich auch seine Stellung. Er gelangte zu Wohlstand und gründete eine eigene Familie. Wie hatte sich die Lage des armen Handwerksburschen, der Mitte der dreißiger Jahre zu Fuß von Basel nach Lyon pilgerte, bis Ende der vierziger Jahre gehoben! Ja, bei ihm hatte das Handwerk noch einen goldenen Boden; aber nur, weil auf dem gleichen Boden auch Fleiß und Strebsamkeit, Ausdauer und Pünktlichkeit und solides Wesen sorgfältigste Pflege fanden.

Oft hat ein guter Blick, ein glücklicher Gedanke in schwieriger Lage aus der Verlegenheit geholfen. Die Maschinenfabrik in Karlsruhe hatte eine vollständige Dampfheizung für ein Etablissement in der Nähe von Basel erstellt. Als sie da eingerichtet war, versagte sie ihren Dienst. Man konnte heizen, so viel man wollte, die Lokalitäten blieben kalt. Riggerbach, obgleich er sich nicht speziell mit diesem Zweige befaßte, wurde ersucht, an Ort und Stelle den Gründen der fatalen Erscheinung nachzuforschen. Er untersuchte eines Nachmittags die ganze Einrichtung, ohne den Fehler zu entdecken. Des Nachts konnte er nicht schlafen und brütete an seiner Aufgabe hin und her. Plötzlich kam ihm der Gedanke, ob es nicht helfen könnte, wenn man dem Dampf die umgekehrte Richtung gäbe. Er weckte den Arbeiter, der ihm beigegeben war, und machte sich noch in der Nacht ans Werk. Und es gelang. Als der Eigentümer des Etablissements am Morgen in die Arbeitslokale kam, fand er die Räumlichkeiten schon nach Wunsch erwärmt.

Ein ander Mal, in etwas späterer Zeit, handelte es sich um eine Probefahrt auf der neu begonnenen Bahnstrecke von Basel nach Liestal. Verschiedene Einladungen waren ergangen, und schon nahte der Zeitpunkt der Abfahrt, als man die Entdeckung machte, daß die Lokomotiven beschädigt seien. In der größten Verlegenheit gestattete man dem anwesenden Riggerbach eine Untersuchung, und siehe da! er brauchte nur an einer der Lokomotiven einen Hahn zu drehen und brachte dann selber als Lokomotivführer den Eisenbahnzug ans richtige Ziel.

Von Karlsruhe weg siedelte unser Mechaniker im Anfang der fünfziger Jahre nach Basel über und dann nach Olten. Der bedeutende Ruf, den er sich als Maschinentechniker erworben hatte, war der Grund, warum er bei der schweizerischen Zentralbahn als Chef der Maschinen-

werkstätte Anstellung fand. In dieser Stellung arbeitete er zuerst in seiner Vaterstadt und hernach in Olten, wo bald in der Hauptwerkstätte unter seiner Oberleitung mehrere hundert Arbeiter Beschäftigung fanden. Man beschränkte sich da nicht auf die vielen nötigen Reparaturen; man erstellte u. a. große eiserne Brücken, dann auch neue Lokomotiven, und mancher Verbesserung wurde da Eingang verschafft. Zum Interessantesten gehörte die Erfindung des sogenannten Zahnradsystems zur Überwindung sehr bedeutender Steigungen für Eisenbahnen im Gebirge. Die Erfahrungen, welche Niggenbach beim Betrieb der Bahn nach dem Hauenstein gemacht, brachten ihn auf diesen Gedanken. Aber als er selbst von der Möglichkeit der Erstellung einer Eisenbahn auf den Rigi redete, schüttelten viele und selbst gebildete Leute ungläubig den Kopf, und sogar gute Freunde meinten, es sei bei ihm nicht mehr ganz richtig im Oberstübchen. Bis erst das erforderliche Kapital zur Ausführung des großartigen Planes beisammen war, bedurfte es einer außerordentlichen Tatkraft und Ausdauer. Aber Beharrlichkeit führte zum Ziel, und seit Mai 1871 ist die Bergbahn von Witznau auf den Rigi in sicherem Betrieb.

Niggenbach hatte zunächst in Familienangelegenheiten von Olten aus eine Reise nach Amerika gemacht und dabei manche weitere Kenntnisse gesammelt. Als Erfinder des Bergbahnsystems kam er später nicht nur in verschiedene europäische Länder, sondern, schon in vorgerückteren Jahren, auch nach Indien und nach Algier, so daß er vier Erdteile aus eigener Anschauung kennen lernte. Seine Beschreibung dieser Reisen bietet eine Fülle interessanter und lehrreichen Stoffes. Wißbegierige Jünglinge finden eine Menge von Anregungen und Belehrungen in der schon erwähnten kleineren Schrift: „Erinnerungen eines alten Mechanikers“.

53. Charakterzüge und Anekdoten.

1. Das Schwerste und das Leichteste. Auf die Frage, was am schwersten und was am leichtesten sei, antwortete ein Weltweiser: „Am schwersten ist es, sich selber recht zu erkennen, am leichtesten, andere zu tadeln.“

2. Die wahren Güter. Der griechische Weise Antisthenes pflegte oft zu sagen: „Man sollte sich vor allem solche Güter erwerben, die, wenn wir Schiffbruch leiden, mit uns ans Land schwimmen.“

3. Viele Feinde. Auf die Nachricht von der unzählbaren Menge der Feinde erwiderte ein Spartaner: „Desto größer wird unser Ruhm sein.“ — Ein anderer sagte: „Wir brauchen nicht zu wissen, wie groß ihre Anzahl, sondern nur, wo wir sie treffen können.“

4. Kurze Antwort. „Liefere die Waffen aus!“ schrieb der mächtige Perserkönig Xerxes dem spartanischen Anführer Leonidas. „Komm und hole sie!“ war die Antwort.

5. Wissen und Tun. In Athen kam ein hochbetagter Mann in das Theater, um die Spiele mitanzusehen. Er konnte aber bei schon gefülltem Hause unter seinen Mitbürgern keinen Platz mehr finden. Zufällig waren spartanische Gesandte anwesend, denen man besondere Sitze angewiesen hatte. Sobald er sich ihnen näherte, erhoben sie sich sämtlich und ließen den Greis in ihrer Mitte niedersitzen. Da brach die ganze Versammlung in laute Beifallsbezeugungen aus. Einer der Anwesenden aber sagte: „Die Athener wissen wohl, was recht und schön ist; die Spartaner tun es.“

6. Der hungrige Araber. Ein Araber hatte sich in der Wüste verirrt. Zwei Tage hatte er nichts mehr zu essen und war in Gefahr, vor Hunger zu sterben. Endlich fand er auf dem Sande einen kleinen ledernen Sack und war schon voller Freude, indem er hoffte, Datteln gefunden zu haben. Als er ihn aber öffnete, rief er voll Traurigkeit aus: „Ach Gott, es sind nur Perlen!“

7. Genügsamkeit. Zu Marcus Curius kamen einst Gesandte der Samniter. Sie trafen ihn, wie er auf einer hölzernen Bank saß und aus einem hölzernen Geschirre aß. Darüber erstaunten sie. Aber ihr Erstaunen mehrte sich, als er ihre kostbaren Geschenke zurückwies und also zu ihnen sprach: „Saget den Samnitem, daß Marcus Curius lieber über Reiche regiert, als selbst reich sein mag. Nehmet die überflüssigen Geschenke wieder weg und lernet, daß man mich eben so wenig mit Gold bestechen, als in der Schlacht besiegen kann.“

8. Strenge Rechlichkeit. Rutilius Rufus wurde von einem seiner Freunde um eine Gefälligkeit ersucht, die mit der Amtstreue des tugendhaften Römers unvereinbar war. Er schlug daher das Gesuch ab. Da rief der Freund unwillig aus: „Was hilft mir deine Freundschaft, wenn du mir meine Bitte nicht gewährst?“ Rutilius antwortete: „Was hilft mir die deinige, wenn ich um deinetwillen wider Pflicht und Gewissen handeln soll?“

9. Geistesgegenwart. Jakob Brown, der Sohn eines englischen Pächters, wurde von seinem Vater oft allein nach der Stadt geschickt, um Einkäufe zu machen. Als er so eines Tages auf dem Wege war, kam ein Räuber zu Pferd auf ihn zugesprengt und forderte von ihm unter Drohungen die Geldbörse. Der zwölfjährige Knabe erschrak und schrie um Erbarmen; der Räuber gebot ihm Stille und drohte ihm mit dem Mordgewehr. Da nimmt der Knabe aus der Tasche eine Hand voll Geld und wirft es ins Gebüsch mit den Worten: „Da nimm es!“ Geblendet von der Menge des Geldes, stieg der Räuber vom Pferd, ließ es auf dem Wege stehen und schritt ins Gebüsch,

das zerstreute Geld zu sammeln. Jakob aber schwang sich im Nu aufs Pferd und ritt nach Hause.

10. So geht's dem Neugierigen. Heinrich IV., König von Frankreich, veranstaltete auffallende militärische Rüstungen, und niemand wußte, gegen wen. Vergebens zerbrach man sich die Köpfe mit allerlei Vermutungen. Da wagte es einer von den neugierigen Hofleuten, ihn geradezu zu fragen, als er mit ihm allein war. „Können Sie schweigen?“ fragte der König. — „O gewiß, Ew. Majestät!“ — „Ich auch!“ sagte der Monarch und ließ ihn stehen.

11. Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler. Gegen den letzten König von Polen entstand eine Empörung. Einer der Rebellen und zwar ein polnischer Fürst vergaß sich so sehr, daß er einen Preis von 20 000 Gulden auf den Kopf des Königs setzte. Ja, er war frech genug, es dem Könige selber zu schreiben, um ihn zu kränken oder zu erschrecken. Der König aber schrieb ihm kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und gelesen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch versichern, für den Eurigen gäb' ich keinen roten Heller.“

12. Der Sternseher. Während eines Feldzuges stand einmal ein Soldat in einer hellen Sommernacht Schildwache. Zum Zeitvertreib betrachtete er die benachbarten Häuser und Gebäude und unter andern auch einen runden Turm, auf welchem mehrere Personen herumstanden, die zum Himmel hinauffschauten. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein langes Fernrohr heraus und richtet dasselbe nach einem Sternchen in die Höhe. Der Soldat dachte: Was will denn der da oben mit seinem Blasrohr? Nachdem er ihm eine Zeit lang unbeweglich zugehört hatte, sagte er zu sich selbst: „Der zielt aber lange.“ Endlich schoß ein Stern, wie man zu sagen pflegt, und der Soldat geriet in Erstaunen und Bewunderung. „Alle Welt!“ sagte er überlaut, „der kann's!“ Er meinte nämlich, der Astronom habe den Stern vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Vogel vom Zweige herab schießt.